

März 2009

Vertrauen

Die Bedeutung der Vertrauens-Trias

Von blindem Vertrauen und gesundem Misstrauen

Treu und Glauben – ein Rechtsgrundsatz

Im Koma: Reflexionen übers Urvertrauen

Das «Vertrauenshormon» Oxytocin

Delegierte Urteilskraft

Liebe Leserin, lieber Leser

Bestimmt haben Sie schon einmal ein Papier mit dem Vermerk «vertraulich» weitergeleitet und selbstredend vom Empfänger erwartet, dass er mit dem heissen Papier verantwortungsvoll umgeht. Vielleicht war der Empfänger Ihres Schreibens eine Person, die von Amtes oder Berufes wegen eine Vertrauensposition innehat: ein Arzt in weissem Kittel, ein Pfarrer in schwarzem Talar, ein Rechtsanwalt oder Banker in Anzug und selbstverständlich mit Krawatte, ein Polizist in Uniform oder die Chefsekretärin im Tweedkostüm. Und: Welchem Metzger trauen Sie letztlich zu, dass er Ihnen einen zarten Braten verkauft? So viel ist sicher: Er braucht eine saubere Schürze. Nicht schlecht wären auch ein Diplom, eine Empfehlung eines «Gault Millau»-Kochs, die entsprechende Qualität und natürlich der Wille, Ihnen ein solches Stück Fleisch zu verkaufen. Oder vertrauen Sie etwa blind? Trauen Sie sich selbst über den Weg? Unvergesslich bleibt mir in diesem Kontext die Frage, die Imre Kertész in einem seiner Texte stellt: Auf welcher Seite im Konzentrationslager möchten Sie stehen – auf derjenigen des Wärters oder des Insassen? Ach, Sie vertrauen Ihrem Gespür, Ihren Spiegelzellneuronen. Und darauf soll Verlass sein? Setzen Sie Ihr Vertrauen nicht etwas gar leichthin aufs Spiel?

Ich möchte Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, nun ein Geheimnis anvertrauen. (Ich strebe Bindung an.) Nur Sie sollen es hören! (Sie sehen, wie sehr ich Sie schätze.) Es wird uns noch mehr verbinden. (Erpressung gefällig?)

Nun ... Vertrauen birgt in sich, dass die eigene Urteilskraft vermindert beziehungsweise limitiert ist.

Dazu eine wahre Geschichte. Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) warnt, dass Reisen in den Jemen mit erhöhten Risiken verbunden sind. Im ganzen Land besteht das Risiko von terroristischen Akten. Speziell von Reisen in die Provinzen Hadramaut und Marib wird abgeraten. Mein Mann und ich vertrauen uns einem lokalen Reisebüro mit lokalem Fahrer und Führer an. Ein lang ersehnter Wunsch, den Jemen zu bereisen, geht in Erfüllung. Wir denken, dass unsere Reise schon gut gehen wird, denn es tun es ja viele ... Zudem versichert uns das Reisebüro, dass die geplante Reise absolut ungefährlich sei ...

Also dann. Der Küste des Arabischen Meers entlang werden wir im Auto Tag für Tag entweder von einem Soldaten oder einem Polizisten begleitet. Wir lachen gemeinsam und geniessen die einmalige Landschaft und beobachten vom Ufer aus Delfine.

Auf die Rückreise durch die Wüste angesprochen, fragen uns die beiden jemenitischen Fahrer und Führer, ob wir uns auf diesem Streckenabschnitt un-

ter den Schutz des Militärs oder der Beduinen begeben wollten. Wir haben keinerlei Entscheidungskriterien zur Hand. Hilflos fragen wir zurück: «Was empfiehlt ihr uns denn? Ihr müsstet es doch am besten wissen!» Wir reisen schliesslich unter dem Schutz der Beduinen, und unsere Reise nimmt ein glückliches Ende.

Im Nachhinein denke ich, dass der Entscheid, den Jemen zu bereisen, was mit hohem Risiko und grosser Rendite verbunden ist, nur gefällt werden konnte, weil wir dem System der jemenitischen Gesellschaft vertrauten. Vertrauen blendet also eine rationalere Risikoeinschätzung aus. Unser Vertrauen lässt uns das Risiko in Hoffnung übersetzen. Vertrauen lässt uns gar so weit gehen, dass wir die Verantwortung über unser Leben delegieren. Hier wird deutlich, dass auf der anderen Seite, derjenigen des Systems, des Reisebüros, des Staates, ein Potenzial der Ausbeutung besteht: Vertraue mir, ich habe viel Erfahrung! Die Erwartung auf unser Glück, das Land zu bereisen, lässt uns die Risiken und die Verhältnismässigkeit ausblenden. Die Frage der Moral – welchen Risiken und Belastungen setze ich mit meinem unverantwortlichen Tun allenfalls andere Menschen, die Öffentlichkeit aus? – existiert erst im Nachhinein. Nichts ist so attraktiv zu über-treten wie ein Verbot.

Ich wünsche meinem Geheimnis globale Verbreitung.

Heidi Aeschlimann

VERTRAULICH

Soziologie

Vertrauen als Aufheben von Ungewissheit

Die gegenwärtige Finanz- und Wirtschaftskrise erschüttert das moralische Fundament moderner Gesellschaften. Uprötzlich wird Politikern unterschiedlichster Couleur wieder bewusst, dass kapitalistische Systeme auf Vertrauen angewiesen sind. Doch wie erlangt man das Vertrauen zurück? Könnte es gar sein, dass allenfalls zu viel vertraut wurde, wo mehr Misstrauen, praktiziert durch mehr Kontrolle, angebracht gewesen wäre?

«Vertrauen» ist ein unscharfer Begriff. Oft wird nicht ganz klar, was damit gemeint ist. Häufig geht es nur ganz allgemein um Zuversicht und Optimismus, wobei fraglich ist, an wen sich derartige «Vertrauen» eigentlich richtet. Wer ist dort auf der anderen Seite, von dem man die Verantwortungsbereitschaft und Solidarität erwarten könnte, die das Vertrauen erst ausmacht? Da muss irgendwo ein Akteur als Gegenüber auszumachen sein, der uns schaden könnte, von dem wir aber vertrauensvoll annehmen, dass er es nicht tun wird, obwohl wir uns dessen nicht absolut sicher sein können.

Die Verflechtungen im Finanz- und Wirtschaftssystem sind so komplex, dass kaum noch erkennbar ist, wer denn überhaupt das Gegenüber ist, dem wir unser Vertrauen schenken und das wir moralisch oder auch juristisch zur Verantwortung ziehen könnten. Die Kette vom allzu risikofreudigen europäischen Kleinanleger bis zum kreditunwürdigen amerikanischen Bauherrn ist einfach zu lang, um noch feststellen zu können, wo Vertrauen zu leichtfertig geschenkt oder gebrochen wurde. Der Fehler liegt «im System» – doch das System an sich ist nicht opportunistisch, sondern nur mehr oder weniger funktional.

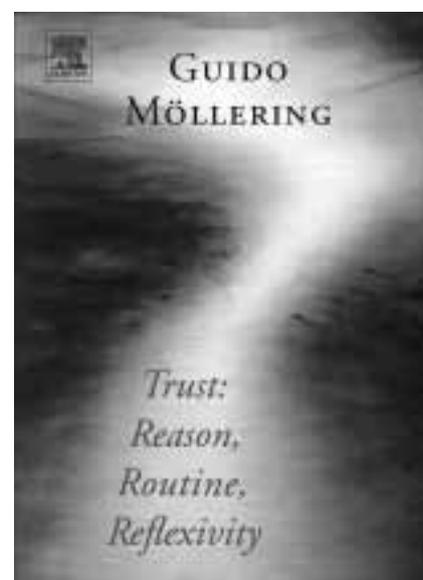
Wenn wir von Vertrauen sprechen, so setzen wir soziale Beziehungen voraus. Vertrauen birgt im Kern die alltägliche Herausforderung, trotz der eigenen Verwundbarkeit und Ungewissheit möglichst mit positiven Erwartungen auf andere zuzugehen. Diese allgemeine Problematik wird in verschiedensten Disziplinen höchst unterschiedlich betrachtet.

Entwicklungspsychologen interessieren sich für das Urvertrauen, das der Mensch in der Kindheit entwickelt und das seine Identität und Geborgenheit in der Welt stützt. Sozialpsychologen sehen Vertrauen vor allem als eine Erwartungshaltung in spezifischen Zweierbeziehungen oder als Qualität des Beziehungsgeflechtes in Gruppen und Netzwerken. Soziologen und Politikologen hingegen analysieren und ergründen Vertrauen zumeist als generalisierte Zuversicht der Menschen in das Verhalten ihrer Mitmenschen im Allgemeinen sowie in die Verlässlichkeit gesellschaftlicher Institutionen. Philosophen betrachten Vertrauen als Resultat einer für Vertrauensgeber wie Vertrauensnehmer bindenden Moral. Ökonomen wiederum modellieren Vertrauen in der Regel als Verhaltensentscheidung für oder gegen Kooperation in spieltheoretisch beschreibbaren Situationen.

Die verschiedenen Vertrauensverständnisse können sich ergänzen, da ihr gemeinsamer Kern die Erklärung von positiven Erwartungen ist. Um diesen gemeinsamen Kern herum gibt es jedoch mindestens drei sehr unterschiedliche Perspektiven auf die «guten Gründe», auf denen Vertrauen basiert. Die am weitesten verbreitete Perspektive zeigt Vertrauen als eine Frage der Vernunft und stellt den Vertrauensgeber als (begrenzt) rationalen Entscheider in den Vordergrund. In diesem Verständnis ist Vertrauen einer Wette ähnlich, ein kalkuliertes Risiko mit positivem Erwartungswert. Die zweite Perspektive lenkt das Augenmerk darauf, dass Vertrauen häufig eher routinemässig geschenkt wird und in vielen Situationen praktisch selbstverständlich ist. Man orientiert sich an den legitimen Regeln und Rollen, die alle Beteiligten kennen, handelt angemessen und geht davon aus, dass sich die anderen ebenso «normal» verhalten werden. Aus der dritten Perspektive erscheint Vertrauen als das Ergebnis sogenannter Reflexivität. Der Vertrauende macht Erfahrungen mit anderen und lernt daraus. Vertrauen braucht Grundlagen, und es ist daher richtig und wichtig, «gute Gründe» für Vertrauen zu identifizie-



Guido Möllering, Dr., ist seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Marktkonstitution, Unternehmenskooperation, Netzwerkmanagement, Vertrauen, internationale Geschäftsbeziehungen sowie Technologieentwicklung. In seinem Buch «Trust: Reason, Routine, Reflexivity» (2006, Elsevier Verlag) hat er sich eingehend mit dem Begriff Vertrauen auseinandergesetzt.
gm@mpifg.de



Soziologie

ren. Damit ist jedoch das wesentliche Merkmal von Vertrauen noch nicht erfasst: Vertrauen muss stets über gute Gründe hinausgehen. Es muss enttäuscht werden können, obwohl der Vertrauende genau das nicht erwartet. Erst diese positiven Erwartungen *trotz* Verwundbarkeit und Ungewissheit können als Vertrauen bezeichnet werden.

Entscheidend ist mithin das Aufheben von Ungewissheit. Das «Aufheben» hat hier eine Doppelbedeutung, wie bei Hegel, denn es ist ein Negieren und Aufbewahren zugleich. Der Vertrauende überwindet die Ungewissheit, doch er eliminiert sie nicht, denn die Zweifel bleiben latent. Dieser psychische Vorgang ist auch in der ver-

meintlich rationalen Finanzwelt vor allem eine emotionale, letztlich unbegründbare Leistung. Georg Simmel hat Vertrauen in seiner «*Philosophie des Geldes*» als eine zwischenmenschliche Form religiösen Glaubens umschrieben. Er wusste also vor hundert Jahren bereits, dass der Kapitalismus nicht rein ökonomischer Natur ist, sondern nur unter bestimmten sozialen und moralischen Voraussetzungen funktionieren kann.

In der aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise sollte bedacht werden, dass Vertrauen einerseits nicht durch reine Beschwörung zurückkommt und dass man es andererseits auch nicht durch mehr Kontrolle erzwingen kann. Kontrollreflexe sollen das verlo-

rene Vertrauen ersetzen und erschweren doch eher seine Rückkehr. Kontrolle kann helfen, Vertrauen zurückzubringen, wenn die Kontrollierten erstens die Kontrollen akzeptieren und zweitens Freiräume bleiben, in denen sie zeigen können, dass sie *freiwillig* verantwortungsvoll und solidarisch sind. Und wer verlorenes Vertrauen zurückerlangen will, sollte supererogatorische Leistungen erbringen: nicht nur das für andere tun, wozu man ohnehin verpflichtet ist, sondern die Erwartungen übertreffen.

Das Aufheben von Ungewissheit vollbringt jedoch erst der Vertrauensgeber – dem das in der heutigen Zeit wohl nicht besonders leicht fällt.

Guido Moellering

Fortbildung Integrative Körperpsychotherapie IBP

Anerkannt von der Schweizer Charta für Psychotherapie, FSP, SPV und SBAP.

Diese **3jährige, berufsbegleitende Fortbildung** richtet sich an PsychotherapeutInnen, PsychiaterInnen und ÄrztInnen, denen die vertiefte Integration der psychosomatischen Dimension in ihre therapeutische Tätigkeit ein Anliegen ist. IBP verbindet Somatik, Emotion, Kognition und Verhalten zu einer ganzheitlichen Diagnostik und Therapie. Die Fortbildung ist ausgesprochen praxisorientiert und bietet viele wertvolle Tools, die in die eigene Arbeit integriert werden können. Fortbildungsinhalte sind unter anderem die Arbeit mit Ressourcen, Stress, Trauma, somatische Resonanz, Umgang mit Schutzstil, Widerstand und körperlichen Blockaden, Mental Health Tools sowie Sexualität.

Einführungskurse: 13.-15.3.2009 / 10.-12.9.2009

Beginn: 9. November 2009

Gesamtleitung: Dr. med. Markus Fischer,
FMH Psychiatrie und Psychotherapie



IBP-Institut

Informationen und Ausbildungsrichtlinien:

IBP-Institut, Wartstrasse 3, 8400 Winterthur, Tel. 052 212 34 30, www.ibp-institut.ch

Treu und Glauben – ein Rechtsgrundsatz

Wer vertraut, vertraut, dass auch der andere vertraut

In der Justiz ist Vertrauen zwar gut, Kontrolle allerdings noch besser. Doch das Recht ist keine exakte, sondern eine soziale Wissenschaft. Rechtsstreite zeigen in der Regel, dass im Konflikt befindliche Parteien das zugrunde liegende Problem – notabene mit durchaus guten Gründen – je anders beurteilen. Und so hat der Grundsatz von Treu und Glauben im öffentlichen und im Privatrecht differenzierte Ausprägungen erhalten.

Ein Gläubiger glaubt. Mag er, wie Jakob, noch so sehr mit dem Engel ringen: In letzter Konsequenz vertraut er darauf, dass sein Glaube nicht enttäuscht wird. Ein Gläubiger im Rechtsinn besitzt gegen den Schuldner eine klagbare Forderung auf Leistung, welche sich auf einen bestimmten Entstehungsgrund, beispielsweise auf einen Vertrag, stützt. Was hat *seine* Bezeichnung mit dem Glauben zu tun? Die etymologische Verwandtschaft hat ihren Grund im römischen Recht. Als Gläubiger galt der Darlehensgeber, der mangels einer Sicherheit darauf angewiesen war, auf die Erfüllung der Rückzahlungsschuld zu vertrauen. Das lateinische Verb *credere* – glauben, vertrauen – klingt in der Buchführungsterminologie («Kreditor») und in der Bezeichnung des Gläubigers in der angloamerikanischen Rechtssprache («creditor») nach.

Ob ein Gläubiger zu seinem Recht kommt, hat mit dem Glauben an die Gegenpartei auf den ersten Blick kaum etwas zu tun. Der Erfolg ist ihm nur in dem Mass gewiss, als er sich auf Beweise stützen kann, welche seinen Anspruch auf Leistung untermauern. Je besser die Beweismittel beschaffen sind, desto günstiger ist seine rechtliche Position. Nicht das Vertrauen in die Ehrlichkeit der Gegenpartei verschafft daher den Erfolg, sondern nur die umsichtige Regelung und Dokumentation eines Rechtsverhältnisses. Vertrauen ist zwar gut – die rechtliche Kontrolle ist jedoch besser.

Die Auffassung ist verbreitet, dass derjenige recht bekommt oder bekommen soll, der sein Recht besser nachweisen kann. Dies ist zwar nicht falsch, aber verkürzt. In meiner vertragsrecht-

lich ausgerichteten Praxis stelle ich oft fest, dass KlientInnen überzeugt sind, mit einer sorgfältigen Redaktion lasse sich jedes mögliche Problem bei der Abwicklung eines Rechtsverhältnisses vorhersehen und regeln, und sie zögern folgerichtig auch nicht, sich im Streitfall auf Formulierungen zu berufen, aus denen sie genau die zu ihren Gunsten ausfallende Regelung ableiten. Das Recht ist jedoch keine exakte, sondern eine soziale Wissenschaft. Der Rechtsstreit zeigt in aller Regel, dass beide Parteien den Konflikt und das zugrunde liegende Problem mit durchaus guten Gründen je anders beurteilen. Viele Lösungen, welche in der Vertragspraxis im Rahmen von Vergleichsverhandlungen erarbeitet werden, bauen daher auf Billigkeitserwägungen auf, welche ihren Grund in der Einsicht haben, dass ein Zusammenleben in der Gesellschaft ohne Vertrauen nicht möglich ist.

Das Vertrauen und der Glaube: Sie stellen in der Kombination von «Treu und Glauben» in der Tat eines der wichtigsten Fundamente unserer Rechtsordnung dar. In Gesprächen mit KlientInnen stelle ich oft fest, wie stark auch *dieses* Bewusstsein verankert ist. Es stellt gleichsam einen Gegenpol zur (manchmal rechthaberischen) Berufung auf Gesetz und Vertrag dar. Mögen Beweis- und Rechtslage noch so wacklig sein: Wer glaubt, das Verhalten des anderen verletze Treu und Glauben, ist ebenso überzeugt, dass ihm der faire Richter aus dieser Einsicht heraus letztlich doch recht geben wird.

Der Grundsatz von Treu und Glauben hat im öffentlichen und im Privatrecht viele differenzierte Ausprägungen erhalten. Ich versuche hier, eine kurze Übersicht und erste Orientierung zu vermitteln. Dabei ist auch auf das Problem einzugehen, dass in bestimmten rechtlichen Konstellationen heute eine eigentliche Umkehr der Verhältnisse zu beobachten ist: Massiv gesteigerte Anforderungen an die Sorgfaltspflicht des Fachmanns können paradoxerweise dazu führen, dass das berechnete Vertrauen derjenigen Partei, welche den Fachmann bezieht, eher enttäuscht wird.



Beat Messerli, LL. M., geboren 1953, ist Rechtsanwalt im Advokaturbüro JSKMS in Bern und als juristischer Berater des SBAP tätig. Er studierte Jus an der Uni Bern und schloss 1980 mit dem bernischen Fürsprecher-Staatsexamen ab. Den Master of Laws machte er an der Cornell Law School in New York. Seine bevorzugten Tätigkeitsgebiete sind Bau-, Submissions-, Handels- und Gesellschafts-, Vertrags-, Bank-, Immaterialgüter-, Bildungs-, Gesundheits- und öffentliches Personalrecht.

Treu und Glauben im öffentlichen Recht

Vor der Revision von 1999 enthielt die Bundesverfassung keine Aussage darüber, dass staatliche Behörden an Treu und Glauben gebunden sind. Das Bundesgericht erfasste Verstösse gegen das Prinzip zunächst mit Hilfe des Willkürverbots. Erst Ende der sechziger Jahre anerkannte es einen eigenständigen grundrechtlichen Anspruch des Individuums auf ein mit Treu und Glauben übereinstimmendes staatliches Handeln. Die geltende Bundesverfassung verankert den Grundsatz ausdrücklich, verdichtet ihn aber zu einem umfassenden rechtsstaatlichen Prinzip, welches Behörden gleichermaßen wie Private verpflichtet: «*Staatliche Organe und Private handeln nach Treu und Glauben.*» Ferner anerkennt Art. 9 BV ausdrücklich ei-

Treu und Glauben – ein Rechtsgrundsatz

nen grundrechtlichen Anspruch des Einzelnen auf ein staatliches Verhalten, welches Treu und Glauben respektiert: «Jede Person hat Anspruch darauf, von den staatlichen Organen ohne Willkür und nach Treu und Glauben behandelt zu werden.» Herkömmlich werden aus Treu und Glauben das Verbot rechtsmissbräuchlichen Verhaltens und der Vertrauensschutz abgeleitet.

Ein bekannter und relativ häufiger Anwendungsfall des Vertrauensschutzes ist das Vertrauen in eine behördliche Auskunft. Erteilt die Behörde eine falsche oder unvollständige Auskunft, so ist der Adressat unter bestimmten Voraussetzungen in seinem Vertrauen darauf zu schützen, auch wenn sich daraus eine Rechtsungleichheit ergibt.

Beispiel: Eine angehende Psychotherapeutin hat Zweifel, ob ihre bisherige und die laufende berufliche Ausbildung mit den gesetzlichen Anforderungen übereinstimmen. Sie ersucht die Gesundheitsdirektion um eine entsprechende Bestätigung. Die Behörde, welche dem Gesuch nachkommt, muss sich später auf ihren Aussagen behaften lassen und die Berufsausübungsbewilligung erteilen, selbst wenn sie in der Zwischenzeit ihre Praxis geändert hat und nun andere Anforderungen stellt.

Auf den Grundsatz von Treu und Glauben stützen sich auch zahlreiche weitere Regeln, beispielsweise über die Abänderbarkeit von Verfügungen und über die Planbeständigkeit im Raumplanungsrecht, ferner verfahrensrechtliche Regeln, beispielsweise die Pflicht einer Rechtsmittelbehörde, einer beschwerdeführenden Partei Gelegenheit zur Verbesserung einer mangelhaften Eingabe einzuräumen, falls genügend Zeit zur Behebung des Mangels besteht.

Der Grundsatz von Treu und Glauben beherrscht auch die Rechtsetzung. Beispielsweise verlangt die Rechtsprechung in bestimmten Konstellationen eine angemessene Übergangsfrist, auch wenn sie betont, dass Rechtsänderungen unter Einhaltung des Rückwirkungsverbots grundsätzlich jederzeit möglich sind.

Treu und Glauben im Privatrecht

Art. 2 ZGB lautet: «Jedermann hat in der Ausübung seiner Rechte und in der Erfüllung seiner Pflichten nach Treu und Glauben zu handeln.» Dieses grundlegende Gebot gilt insbesondere auch für den gesamten Bereich des Vertragsrechts, welches im Obligationenrecht kodifiziert ist. Eine der wichtigsten Ausprägungen dieses Grundsatzes ist das sogenannte Vertrauensprinzip im Vertragsrecht. In der Praxis ist die Frage, wie ein Vertrag auszulegen ist, vielfach von hoher Bedeutung. Häufig stellt sich dabei heraus, dass der innere Wille der Parteien nicht übereinstimmt. In dieser Situation stellt der Richter zur Auslegung des Vertrags darauf ab, wie eine Partei die Willensäußerung der anderen Partei in guten Treuen auffassen durfte und musste (objektive Auslegung).

Beispiel: Der Bauherr schreibt dem Unternehmer einen bestimmten Wandaufbau vor und verlangt, dass bestimmte Wärmeisolationswerte erreicht werden müssen. Im Verlauf der Ausführung empfiehlt der Unternehmer dem Bauherrn jedoch einen anderen Wandaufbau, der konstruktiv und kostenmässig bedeutende Vorteile aufweist, jedoch schlechtere energetische (jedoch baurechtlich zulässige) Werte erzielt. Der Bauherr folgt der Empfehlung, ohne dass die Frage der Wärmeisolation diskutiert wird. Die Parteien streiten nach der Fertigstellung des Gebäudes darüber, ob die ursprünglichen Vorgaben des Bauherrn durch die nachfolgende Änderung der Ausführung stillschweigend modifiziert worden sind. Da sich in der Befragung der Parteien und Zeugen kein übereinstimmender innerer Wille feststellen lässt, müssen der Vertrag und die nachträgliche Vertragsänderung nach dem Vertrauensprinzip ausgelegt werden.

Art. 2 ZGB spielt aber auch bereits in der Phase der Vertragsverhandlung eine wichtige Rolle. Gemäss Lehre und Rechtsprechung haben die Parteien ernsthaft zu verhandeln, und eine Partei darf die Schwäche der anderen nicht ausbeuten oder den Verhandlungspartner täuschen. Im Übrigen

hat jedoch jede Partei ihre eigenen Interessen wahrzunehmen, und sie darf nicht darauf vertrauen, dass der Verhandlungspartner diese berücksichtigt. Eine Partei ist daher auch nicht verpflichtet, nach allfälligen Irrtümern der anderen Partei zu forschen.

Beispiel: Ein Unternehmer offerierte die Ausführung eines Bauwerks zu einem Pauschalpreis, wobei er, um den Auftrag zu erhalten, bestimmte Leistungspositionen bewusst zu knapp kalkuliert. Das Bundesgericht wies seinen später erhobenen Anspruch auf eine Zusatzvergütung ab. Es hielt fest, die Rechtsordnung hindere den Unternehmer nicht daran, ein wirtschaftlich unvernünftiges Angebot zu unterbreiten, und selbst der sachverständige Bauherr sei nicht verpflichtet, den Unternehmer abzumahnern, sofern keine Anhaltspunkte bestünden, dass dem Unternehmer eine Fehlkalkulation unterlaufen sei.

Privatrechtliche Vertrauenshaftung

Tatbestände einer Verletzung berechtigten Vertrauens in der vorvertraglichen Verhandlungsphase werden unter dem Begriff der *culpa in contrahendo* zusammengefasst. Ausgehend von solchen Konstellationen, hat das Bundesgericht unter bestimmten Voraussetzungen eine allgemeine Schadenersatzpflicht aus erwecktem und enttäuschem Vertrauen anerkannt. Die Vertrauenshaftung stellt eine selbständige Haftungsgrundlage dar, welche die herkömmliche Dreiteilung der Haftung aus Vertrag (einschliesslich der Haftung aus *culpa in contrahendo*), aus Delikt (etwa aus einer Körperverletzung infolge eines Skiunfalls) und aus ungerechtfertigter Bereicherung ergänzt.

Beispiel: Der Unternehmer A führte im Auftrag des Kantons Uri im Gotthard-Strassentunnel Arbeiten aus. Die Arbeiten erwiesen sich als mangelhaft. A zog für die Mängelbehebung einen Zweitunternehmer B als Unterakkordanten bei. Dieser verlangte vom Kanton nach der Ausführung seiner Arbeiten gestützt auf die Vertrauenshaftung ein höheres Entgelt, als zwischen ihm und A vereinbart worden war. Er behauptete, der

Treu und Glauben – ein Rechtsgrundsatz

Vertreter des Kantons habe ihn unter Zeitdruck gesetzt und für den Fall einer Beschleunigung der Arbeiten ein höheres Entgelt zugesichert. Das Bundesgericht wies die Klage ab, weil zwischen dem Kanton und B kein Vertragsverhältnis und auch keine genügend starke «Sonderverbindung» bestand, welche eine Vertrauenshaftung hätte rechtfertigen können.

Risikoaufklärung und Empfehlung

Das Vertrauen spielt namentlich in Dienstleistungsverhältnissen eine zentrale Rolle. Solche Rechtsbeziehungen zeichnen sich oft dadurch aus, dass eine nicht fachkundige Partei einen Fachmann beizieht. Beispiele sind der Behandlungsvertrag mit einem Arzt oder Spital und der Anlageberatungsvertrag zwischen Kunde und Bank. In der jüngeren Vergangenheit haben der Gesetzgeber und die Gerichte die Anforderungen an den Fachmann systematisch erhöht und namentlich

detaillierte Informations- und Aufklärungspflichten entwickelt, welche ihre Begründung darin haben, dass der Fachmann die Grundlagen bereitzustellen hat, damit der Auftraggeber einen eigenverantwortlichen Entscheid fällen kann.

Paradoxerweise kann sich die extensive Information und Aufklärung jedoch zum Nachteil des Auftraggebers auswirken. Es kann beispielsweise beobachtet werden, dass Ärzte die auf dem Spiel stehenden gesundheitlichen Risiken zwar umfassend vor Augen führen, die Entscheidung aber mit Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht dem Patienten überlassen und sich sogar weigern, eine verlangte Empfehlung zu formulieren.

Beispiel: Vor einem Eingriff klärte mich der Anästhesiearzt über die möglichen Verfahren auf. Auf meine Frage, welches Verfahren er mir empfehle, verweigerte er die Antwort mit der Begründung, er dürfe aus haf-

tungsrechtlichen Gründen keine Ratschläge abgeben. Im Gegenzug weigerte ich mich, das Formular mit der Bestätigung über die erfolgte Aufklärung zu unterzeichnen. Wir verstanden uns nach diesem Schlagabtausch trotzdem gut, und die gelöste Stimmung und das gegenseitige Vertrauen mögen mehr als jede stereotype Erfüllung von formalisierten Verhaltensregeln zum Erfolg beigetragen haben. – Dieses Verhalten ist problematisch. Ist das Gefälle zwischen dem Erfahrungswissen und dem Sachverstand des Auftraggebers und dem Sachverstand des Fachmanns gross, wie dies im Rahmen einer ärztlichen Behandlung oder rechtlichen Beratung regelmässig zutrifft, so wird der Auftraggeber oft trotz sorgfältiger und verständlicher Information und Aufklärung in seiner Entscheidung überfordert sein. Information und Aufklärung vermögen die vor allem auf der Erfahrung gegründete Empfehlung nicht zu ersetzen, wenn diese nach Treu und Glauben geboten ist. Geboten ist der Ratschlag mindestens in einer komplexen Entscheidungssituation. Ein sorgfältiger Anwalt wird beispielsweise nicht zögern, seinem Klienten ohne Aufforderung und sogar schriftlich eine Empfehlung darüber abzugeben, ob ein Vergleichsvorschlag angenommen oder ob ein Prozess gewagt werden soll.

Gegenseitiges Vertrauen

Wer vertraut, muss in Rechnung stellen, dass auch der andere vertraut und schützwürdig ist. Dieser Grundsatz kommt insbesondere bei der Anfechtung eines Vertrags wegen Irrtums zum Tragen. Eine Partei muss zwar einen abgeschlossenen Vertrag nicht gegen sich gelten lassen, wenn sie irrtümlich bestimmte erhebliche Vertragsgrundlagen angenommen hat; sie ist jedoch der anderen Partei gegenüber aufgrund von Treu und Glauben zu Schadenersatz verpflichtet, falls sie den Irrtum fahrlässig verschuldet hat. Dieses Beispiel zeigt anschaulich, dass der Vertrauensschutz nie einseitig ist, sondern einen billigen Interessenausgleich in einem sozialen Konflikt bezweckt.

Beat Messerli

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBIET

Heinzel, R.:

Die Wiederentdeckung der Zuversicht

In schwierigen Zeiten Vertrauen finden

2008. 350 S., kart., ca. CHF 34.80 (Kösel) 978-3-466-30821-7

Aus seiner grossen Erfahrung entwickelt der Jungsche Analytiker und Gruppentherapeut Roland Heinzel einfühlsame und praktikable Impulse für den Alltag. Das Buch baut Brücken, über die wieder Vertrauen ins Leben entstehen kann.

Herger, N.:

Vertrauen und Organisationskommunikation

Identität – Marke – Image – Reputation

2006. 243 S., kart., ca. CHF 60.40 (VS Verlag) 978-3-531-15136-6

Diese Publikation vermittelt umfassendes Grundlagen- und Praxiswissen im Management des Vertrauens in der Organisationskommunikation.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an:

0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Vertrauen in Systeme

Von blindem Vertrauen, gesundem Misstrauen und dem Makrowandel der Welt

Vertrauen in Personen und Systeme lässt sich weder verordnen noch kaufen – es muss verdient werden. Der Vertrauensbruch, den die Finanzkrise verursacht hat, zieht sich durch Wirtschaft und Gesellschaft. Ihn zu beheben, braucht Zeit und eine Bewusstseinselite, die Systeme als Gemeinschaftswerk lebender, vernetzter Organismen versteht.

«Vertrauen ist der Anfang von allem», lautete in den 1990er Jahren ein Werbeslogan der Deutschen Bank. Wie wahr. Denn Vertrauen ist das Grundprinzip unseres Alltags. Wir leben in einem Haus, das andere für uns gebaut haben. Wir konsumieren Lebensmittel, die andere hergestellt haben. Wir überqueren vertrauensvoll die Strasse, wenn die Ampel Grün zeigt. Wir benutzen öffentliche Verkehrsmittel, im Vertrauen, dass uns Bus oder Zug sicher und pünktlich von A nach B bringt. Wir vertrauen bei gesundheitlichen Beschwerden der Diagnose unseres Hausarztes. Wir akzeptieren Geld als allgemeines Tauschmittel. Somit fusst das Finanz- und letztlich des Wirtschaftssystems ebenfalls auf Vertrauen. Kunden vertrauen darauf, dass ihre Hausbank ihr Geld sicher verwahrt. Die Banken rechnen damit, dass das Geld, das sie Unternehmen oder anderen Banken ausgeliehen haben, vertragskonform zurückbezahlt wird.

Dieses Vertrauen beruht auf der Erfahrung der Vergangenheit sowie auf der Hoffnung und Erwartung, von dieser Erfahrung auch in Zukunft nicht enttäuscht zu werden. Kommt es dennoch – beispielsweise krisenbedingt – zu Enttäuschungen, ist damit zwangsläufig auch immer eine Vertrauenskrise verbunden. Die aktuelle Finanzkrise könnte dies nicht deutlicher zeigen. Kunden entziehen Banken reihenweise das Vertrauen, indem sie ihre Vermögen abziehen. Und Banken leihen einander keine Gelder mehr aus, weil sie sich gegenseitig nicht mehr vertrauen.

Beispiel Finanzkrise

Im Finanzsystem ist ein solcher Vertrauensverlust besonders schwer wie-

gend. Das Systemvertrauen ist unerlässlich für die Fortführung des Geschäfts und ist in diesem Fall nicht Soft- sondern Hardware. Andernfalls drohen ein Stillstand und letztlich der Zusammenbruch des Geldkreislaufs als Basis unseres Wirtschaftens. Den ultimativen Kollaps haben die Notenbanken und Staaten mit Liquiditätsspritzen und Rettungspaketen bislang verhindern können. Selbstverständlich ist damit das Vertrauen in das Finanzsystem und seine Akteure noch längst nicht wieder hergestellt. Doch den Akteuren der Finanzmärkte nun grundsätzlich zu misstrauen, ist der Sache ebenso wenig dienlich. Vielmehr kommt es darauf an, zwischen gesundem Misstrauen und blindem Vertrauen zu unterscheiden.

Die Exzesse in der Finanzwelt sind durch blindes Vertrauen überhaupt erst ermöglicht worden. So war es irrig anzunehmen, wir würden nicht eines Tages die Rechnung für die billige, unbegrenzte Liquidität, für das exponentielle Wachstum und für den Glauben an eine ultimative Risikolosigkeit präsentiert bekommen. Mit falsch gesetzten Anreizen, riskantem Geschäftsgebaren und ungesundem Wachstum haben etliche Finanzinstitute ihre Existenz aufs Spiel gesetzt oder gar verspielt. Die Verantwortlichen haben dabei ihren persönlichen Vorteil in den Vordergrund gestellt, ohne dass sie für den aus ihrem Handeln entstehenden Schaden haften müssen.

Dass die Honorierung der Hypothekenvorkäufer in den USA vom Kreditvolumen und nicht von der Qualität des Kreditportfolios abhing, hätte ebenso stutzig machen müssen wie die Tatsache, dass Kundenberater an der Erreichung kurzfristiger Produktverkaufsziele und nicht an der Kundenzufriedenheit, der Dauer der Kundenbeziehung oder der langfristigen Vermögensentwicklung gemessen wurden oder immer noch werden.

Die rein monetären Anreize hatten die intrinsischen Motive, wie die Neugier und die Passion für die eigene Arbeit, weitgehend verdrängt. Die Loyalität und die Identifikation mit dem Unternehmen und seinen Produkten hingen



Antoinette Hunziker-Ebnetter, lic. oec. HSG, ist CEO und Mitgründerin des unabhängigen Finanzdienstleistungsunternehmens Forma Futura Invest in Zürich. Zuvor war sie unter anderem Mitglied der Konzernleitung der Bank Julius Bär, Vorsitzende der Schweizer Börse SWX und CEO der paneuropäischen Börse Virt-x.

mehrheitlich vom eigenen Kontostand ab. Nach der bitteren Erkenntnis, dass die ursprünglichen Regeln des Wirtschaftens sich nicht im Grundsatz geändert haben, ist ein radikales Umdenken im gesamten Finanz- und Wirtschaftssystem notwendig. Wer intrinsisch handelt, übernimmt Verantwortung für sein Handeln und seine Entscheide. Der Privatbankier Karl Reichmuth nennt es in seinem Buch «Wege aus der Krise» beim Namen: «Verantwortung muss wieder ein Gesicht bekommen.» Und die kann den Verantwortlichen kein Unternehmensberater abnehmen.

Mehr Gewinn mit Sinn

Gesundes Misstrauen ist auch angebracht, wenn Unternehmen – egal welcher Branche – Jahr für Jahr im zweistelligen Prozentbereich wachsen wollen. Der Ausspruch «die Bäume wachsen nicht in den Himmel»

Vertrauen in Systeme

kommt nicht von ungefähr. Die Natur macht es vor: Selbst Bäume, die mehrere hundert Jahre alt sind, werden nicht höher als durchschnittliche Hochhäuser. Ungesund war und ist auch das Erfordernis börsenkotierter Unternehmen, die Entwicklung von Umsatz und Gewinn quartalsweise rapportieren zu müssen. Ob der Kurzfristigkeit gehen Visionen, Tiefe und Inhalt verloren, die eine langfristig nachhaltige und damit gesunde Unternehmensentwicklung ausmachen. Als Anlegerin oder Anleger blind dem Kapitalschutz eines Finanzprodukts zu vertrauen, ohne sich des Emittentenrisikos gewahr zu sein, hat sich in der Finanzkrise wieder einmal als fatal erwiesen. Schmerzliche Erfahrungen haben auch diejenigen AnlegerInnen gemacht, die sich von hohen Ertragsaussichten eines Produkts blenden liessen, dabei aber die damit verbundenen höheren Risiken ausgeblendet respektive die Funktionsweise der Produkte nicht verstanden haben. Grundregeln der Geldanlage wie «Die risikolose Anlage gibt es nicht» und «Investiere nur in Produkte, die du verstehst» haben nicht ausgedient.

Die Finanzkrise fördert bei den Anlegern aber auch eine Verschiebung der Prioritäten – weg von materiellen Werten, von rein finanziellem Gewinn hin zu Gewinn mit Sinn, von Quantität zu Qualität, insbesondere hin zu Lebensqualität. Zu den Hauptelementen nachhaltiger Lebensqualität gehören neben der Deckung materieller Bedürfnisse die Sicherheit, die Gesundheit, die Wahl- und Handlungsfreiheit sowie gute soziale Beziehungen. Treiber dieser Komponenten sind beispielsweise der Wunsch nach sauberer und ressourceneffizienter Produktion, das Eintreten für Chancengleichheit oder das Streben nach eigenem Wohlbefinden im Schoss einer funktionierenden Gemeinschaft. Die neuen Luxusgüter sind Ruhe, Sicherheit, intakte Natur, Freundschaften, aber auch Zufriedenheit und Lebenssinn.

Die Entwicklung hin zu sinnvollen, nachhaltigen Anlagen hat gravierende Auswirkungen auf traditionelle Grossfirmen. Themen wie Corporate Go-

vernance, eine umweltschonende Produktion, das Management von Diversität und Chancengleichheit werden ein deutlich stärkeres Gewicht erhalten. Neben finanziellen Aspekten werden Fragen der Umweltverträglichkeit und des sozialen Engagements mehr und mehr in die Bewertung der Unternehmensleistung einbezogen. Die Berücksichtigung dieser drei Dimensionen – der sogenannten Triple Bottom Line – führt zu einer Verlagerung vom Shareholder Value zum Stakeholder Value. Erfolg werden insbesondere diejenigen Unternehmen haben, die diesen Wandel nicht als Bedrohung empfinden, sondern als Chance wahrnehmen.

Das gängige Wertesystem der Wirtschaft beruhte bislang einseitig auf Werten wie materiellem Wachstum, Profit, Effizienz, Kurzfristigkeit, Individualismus und linearem Denken. Wohin dies führt, hat die jüngste Krise deutlich gemacht. Von den Unternehmen wird zunehmend verlangt werden, dass sie mehr tun, als lediglich ihre gesetzlichen Verpflichtungen zu erfüllen. Die Abkehr vom rein profitorientierten Handeln, das Gespür für die neuen Bedürfnisse der Gesellschaft und die innovativen Antworten darauf machen deutlich, dass sich die Unternehmen und insbesondere deren Verantwortungsträger künftig nicht mehr nur nach den herkömmlichen Parametern, also Ertragskennziffern, beurteilen und bewerten lassen.

Der Makrowandel der Welt

«Unsere Welt befindet sich in einem Makrowandel», schreibt Zukunftsforscher Ervin László in seinem Buch «Quantum Shift in The Global Brain». Modernisten vertrauten bislang in eine wissenschaftliche Welt, die sich auf die Physik Newtons, die Biologie Darwins und die Psychologie Freuds beruft. Diese Wahrnehmung sei nun aber von neuen Erkenntnissen eingeholt worden, so László. Klimawandel und die globalisierte Wirtschaft sind Ausdruck einer verflochtenen, ganzheitlichen Welt und stehen nach seiner Auffassung nicht länger für die fragmentierten, mechanistischen Systeme der Vergangenheit.

László glaubt denn auch, dass wir uns von einer Zivilisation der Wissenden, also Logos, hin zu einer Welt der Ganzheitlichen, zu Holos, wandeln. Diese kulturell Kreativen seien es, die ihre Präferenzen, Prioritäten, Werte und Verhaltensweisen überdenken, die das Miteinander einem Gegeneinander vorziehen, die die Vernetzung aller Aspekte des Lebens erkennen und die auf die innere Autorität ihrer Weisheit vertrauen, statt ihre Macht nach aussen demonstrieren zu müssen.

Noch ist die Zahl jener, die als Modernisten die Welt des Konsums, der Grossunternehmen, die Welt der Finanzkonglomerate und -märkte repräsentieren, grösser. Doch werden sich die Unternehmen zunehmend die Frage stellen müssen, wie sie innerhalb der natürlichen Systemgrenzen wachsen können, dabei Bedingungen für nachhaltige Lebensqualität schaffen und für nachfolgende Generationen erhalten. Dabei werden sich die Unternehmen am besten zu behaupten wissen, die überdurchschnittliche Leistungen erzielen in Bereichen wie Führungsqualität, Förderung von Mitarbeitenden, Produktinnovation, Umgang mit knappen Ressourcen, Engagement in unterversorgten Märkten und Umsetzung der Menschenrechte. Gut möglich, dass die Finanzkrise diesen Makrowandel beschleunigt. Vertreter der Bewusstseinselite dürfte es auf alle Fälle einfacher haben, die Vertrauensbasis zu ihrer Umwelt wieder herzustellen.

Antoinette Hunziker-Ebnetter

Ökonomische Risiken

Vertrauen/Misstrauen – eine Frage von Moral und Kosten?

Gesellschaftliche Zustände, in denen ein Zuviel von Vertrauen oder Misstrauen herrscht, bergen grosse Risiken. Tritt nämlich ein Risikoereignis ein, sind die Folgekosten erfahrungsgemäss sehr hoch. Ganz im Gegensatz zu Verhältnissen, wenn Vertrauen und Misstrauen optimal ausbalanciert sind. Auch wenn suboptimale Zustände unvermeidlich sind, scheinen Korrekturen durch Dialog und Transparenz – ethisches Verhalten also – immer wieder machbar.

Vertrauen ist ein multidimensionaler Begriff mit einem Zeit-, einem Handlungs- und einem Wertebezug. Vertrauen schöpft via Erfahrungen aus der Vergangenheit, wirkt in der Gegenwart und richtet sich auf Ereignisse in der Zukunft. Vertrauen schliesst eine Handlungsalternative ein: Es beruht also auf Freiwilligkeit.

Hier soll der Wertebezug im Mittelpunkt meiner Betrachtungen stehen. *Wir haben Vertrauen in und wir schaffen Vertrauen durch.* Wir «senden» also etwas aus und «empfangen» etwas. Dieses Etwas hat mit Werten zu tun, die verschränkt – also sowohl beim Empfänger als auch beim Sender – wirken. Vertrauen bezieht sich auf Werte wie Ehrlichkeit, Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit oder Offenheit. Die Erwartung, dass sich diese verschränkte Beziehung bei Vertrauen im Rahmen von gemeinsamen, geteilten Werten abspielt, erscheint zentral. Vertrauen ist somit auch eine Handlungsfrage, die sich an ethischen Prinzipien orientiert. Damit ist die Brücke zur Ethik, also der Frage, wie man sich verhalten oder handeln soll, geschlagen.

Misstrauen als «funktionales Äquivalent» zum Vertrauen

Da der Vertrauensbegriff multidimensional ist, finden sich unterschiedliche Versuche der Definition. Gemäss dem Sozialwissenschaftler Niklas Luhmann dient Vertrauen der Verringerung von Komplexität in der Entscheidungsfindung und stellt zugleich eine riskante Vorleistung dar. Misstrauen ist nach Luhmann nicht das Gegenteil von Vertrauen, sondern vielmehr ein

«funktionales Äquivalent», das ebenfalls in der Entscheidungsfindung Komplexität reduziert. Dies ist Ausgangspunkt nachfolgender Ausführungen.

Die beiden Begriffe «Vertrauen» und «Misstrauen» werden als ein untrennbares Paar betrachtet, was auch in der folgenden These zum Ausdruck kommt: «Es existiert ein optimales Verhältnis von Vertrauen und Misstrauen, welches, im Bestreben, dieses Optimum zu erreichen, das gesellschaftliche Handeln beeinflusst.»

Aus diesem Grund wird Vertrauen/Misstrauen einerseits aus einer moralisch-ethischen Sicht und andererseits aus einer Kostenperspektive betrachtet. Moral und Kosten werden gleichsam als die das Optimum bestimmenden Grössen gesehen (siehe Abbildung).

Zusammenhang

Vertrauen/Misstrauen und Ethik

Vertrauen und Misstrauen spielen in der Ethik als Begriffe eine geringe Rolle. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass es vielmehr ethische Prinzipien sind, die zu Vertrauen/Misstrauen führen. Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass ethisches Verhalten eine zentrale Steuergrösse ist, um Vertrauen/Misstrauen zu bilden oder aufrechtzuerhalten.

Wie erwähnt reduziert Vertrauen/Misstrauen Komplexität und stiftet somit einen Nutzen. Dieser Nutzen hat indes einen Preis. Die «riskante Vorleistung» bei viel Vertrauen oder Misstrauen erhöht ein noch nicht spezifiziertes Risiko und damit noch nicht spezifizierte Kosten. Dies gilt somit auch für das ethische Verhalten, das dem Vertrauen/Misstrauen zugrunde liegt. Ethisches Verhalten findet also in einem Raum statt, in dem der erwartete Nutzen, aber auch die eingegangenen Risiken beziehungsweise Kosten in der Regel intuitiv gegeneinander abgewogen werden. Ethisches Verhalten, in diesem Sinne verstanden, orientiert sich somit nicht nur an der Frage «Tue ich Gutes?» oder «Handle ich richtig?», sondern schliesst auch eine Prise Kalkül mit ein.



Stephan Eugster, geboren 1965, ist Operations Manager bei der Zurich Financial Services. Ihm obliegt unter anderem das finanzielle und operative Controlling eines europäischen Projektportfolios. Er hat an der ETH Zürich Geophysik studiert und am BWI/ETH ein Nachdiplomstudium in Unternehmenswissenschaften absolviert. Zurzeit durchläuft er einen Masterstudiengang in Applied Ethics an der Uni Zürich.

Zusammenhang Vertrauen/Misstrauen und Nutzen/Kosten

Vertrauen/Misstrauen ist auch eine Beziehungsfrage. Denn es ist für Individuen und Organisationen zentraler Bestandteil ihrer Handlungen, Vertrauen/Misstrauen zu bilden und/oder zu haben. Der Bürger beispielsweise vertraut/misstraut dem Staat, der Laie vertraut/misstraut dem Experten, Unternehmen vertrauen/misstrauen anderen Unternehmen. Derjenige, der Vertrauen/Misstrauen hat oder bildet, zieht einen Nutzen daraus. Gesellschaftlich finden sich daher situationsabhängige Gleichgewichte in Bezug auf Vertrauen und Misstrauen. Lauteres Vertrauen oder Misstrauen lässt keine funktionalen, gesellschaftlichen Beziehungen zu. Die Beziehungen sind also auf ein gewisses «gesundes Mass» an Misstrauen, das korrigierend oder befördernd wirken kann, angewiesen. Der Staat,

Ökonomische Risiken

der Experte, das Unternehmen brauchen Bürger, Laien und Kunden, die auch misstrauisch sind, kritisch hinterfragen, um letztlich einen verbesserten Service, neue Erkenntnisse, bessere Produkte herzustellen.

Doch was ist dieses «gesunde Mass» an Misstrauen? Und was ist das optimale Verhältnis von Vertrauen und Misstrauen?

Neben der moralischen Dimension bestimmen Kosten dieses optimale Verhältnis. Ein Zuviel an Vertrauen oder Misstrauen geht mit Risiken einher, die hohe Folgekosten mit sich bringen, wird das Verhältnis Vertrauen/Misstrauen nicht in Richtung Optimum korrigiert. Dies soll anhand von drei Beispielen illustriert werden.

Die folgende Abbildung dient der Illustration der Zusammenhänge. Die Kurve kann politisch, sozial oder ökonomisch durchlaufen werden (siehe auch Beispiele).

Beispiel Fichenaffäre

Einseitiges staatspolitisches Misstrauen gegenüber einer nicht unerheblichen Zahl Staatsbürgern führte in den späten achtziger Jahren zu einer Korrektur des Verhältnisses Vertrauen/Misstrauen in der Beziehung zwischen Staat und Bürger. Ein im Sinne des Staatsschutzes gerechtfertigtes Misstrauen des Staates gegenüber staatsgefährdenden Bürgern wurde auf eine Art be- und übertrieben, dass

Politik und Gesellschaft eine Korrektur verlangten und durchsetzten.

Transparenz, Offenheit und der Dialog zwischen Staat und Bürgern führten letztlich zu einer Verschiebung des gesellschaftspolitischen Zustandes (a) auf der Kurve von links nach rechts. Es ist eine Verschiebung aus einem nicht optimalen Zustand – gekennzeichnet durch hohe Risiko- wie auch Kontrollkosten – in einen Zustand mit insgesamt tieferen Kosten. Wäre es dem Staat nicht gelungen, Vertrauen zu schaffen, dann wären die ökonomischen und sozialen Kosten der Fichierung, also des übermässigen Misstrauens, wohl hoch ausgefallen. Sie hätten sich etwa in einer Abnahme von Kooperation und Innovation manifestiert.

Beispiel Klimawandel

Die Debatte über den globalen Klimawandel ist ein Beispiel, das auf der Kurve (teilweise) bereits den Weg von links nach rechts gegangen ist. Anfängliches grosses Misstrauen in Meinungen und Voraussagen von Experten ist in den vergangenen 10 bis 15 Jahren durch zunehmendes Vertrauen in sie ersetzt worden.

Dieses Vertrauen ist einerseits das Resultat eines kontinuierlichen Dialoges der wissenschaftlichen Gemeinschaft mit Politik und Gesellschaft. Ein Dialog, der durch immer mehr Befunde gestützt wird, die den anthropogenen

Beitrag an der globalen Erwärmung erhärten. Andererseits ist es die mit dem Vertrauen einhergehende politische und gesellschaftliche Einsicht, dass ein Zuwarten mit hohen sozialen und ökonomischen Kosten (Klimafucht; Schadenprävention und -bewältigung) verbunden wäre, die aufzeigt, dass Vertrauensbildung und Kosten funktional zusammenhängen. Wird also den Voraussagen der Experten bis zu einem gewissen Grad vertraut, werden Ursachen und Folgen einer Klimaerwärmung schrittweise angepackt, dann sind die sozialen und ökonomischen Kosten tiefer als bei anhaltend grossem Misstrauen (entspricht einem grösseren Risiko).

Beispiel Finanzkrise

Die Diskussion um die aktuelle Finanzkrise war und ist unter anderem eine Diskussion um Vertrauen/Misstrauen. Nicht zum ersten Mal wurde ein Zuviel an Vertrauen in ökonomische Modelle zum Stolperstein (zum Beispiel beim Hedge Fund Long-Term Capital Management, LTCM). Die Korrektur des Verhältnisses Vertrauen/Misstrauen folgte prompt und in unerwarteter Härte. Das (zu) grosse Vertrauen in ein verflochtenes System von gewinnbringenden Finanzinstrumenten und deren Urheber sowie in Risikomodelle wurde durch (zu) grosses Misstrauen abgelöst. Beide Zustände, sowohl das Zuviel an Vertrauen wie an Misstrauen, sind nicht optimal, weil sie mit zu hohen Kosten einhergehen. Beim Zuviel an Vertrauen – manche sprechen dabei auch von Gier – sind es letztlich die eingegangenen Risiken und die damit verbundenen Kosten bei Eintritt eines Ereignisses, temporär überprägt von hohen Gewinnen, die den Zustand rechts auf der Kurve charakterisieren. Frühzeitiges grösseres Misstrauen – und damit auch Dialog – hätte eine Verschiebung von rechts nach links Richtung Optimum zur Folge gehabt. Da die Korrektur aus verschiedenen Gründen schnell erfolgte und kein eigentlicher Dialog stattfinden konnte, der die Korrektur langsam hätte ablaufen lassen, scheint das Pendel nun übers Optimum hinaus nach links zu schwingen in einen Be-

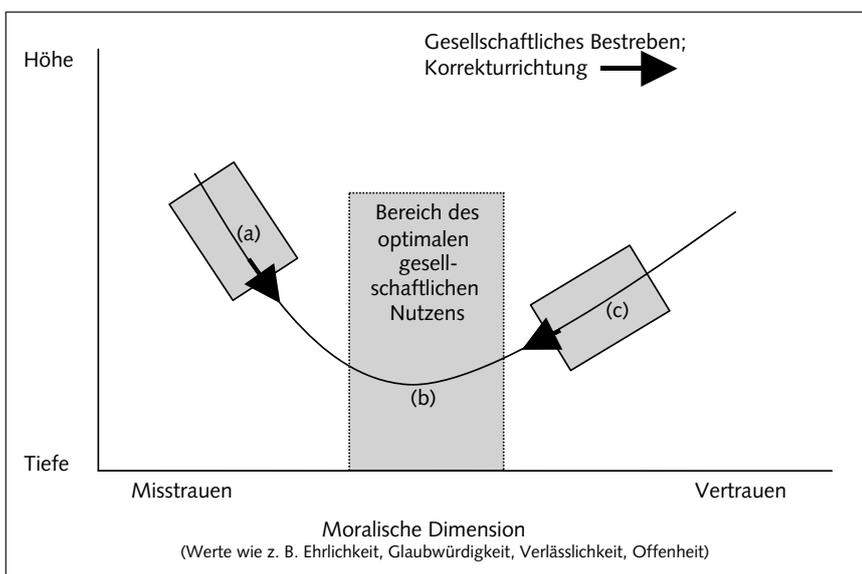


Abb.: Schematischer Zusammenhang zwischen Ethik und Kosten



Forschung

Von der Bedeutung der Vertrauens-Trias

Für die psychische Befindlichkeit und die Handlungsfähigkeit sind soziales Vertrauen, Selbst- und Zukunftsvertrauen – die sogenannte Vertrauens-Trias – von grösster Bedeutung. Das lässt sich handlungstheoretisch, entwicklungs- und gesundheitspsychologisch sowie biopsychosozial konzeptualisieren. Diese Theorien wiederum sind in ein Persönlichkeits- und Entwicklungsmodell der Vertrauens-Trias integrierbar, das gleichermassen Schutzfaktoren für die seelische Gesundheit und Risikofaktoren für psychische Störungen umfasst.

«Vertrauen» ist ein im Alltag und auch in den Medien häufig präserter Begriff und in seiner Bedeutung für das Verhalten und Erleben von Menschen nahezu ubiquitär: Nach spontanen (affektiv geprägten) Sympathie- und Antipathie-Einschätzungen spielen implizite oder explizite Einschätzungen der Vertrauenswürdigkeit beim Kontakt mit anderen Menschen eine bedeutsame Rolle (soziales, interpersonales Vertrauen): Vertrauen der Bürger in die Wirtschaft, die Politik, in Institutionen und auch in die Zukunft wird immer wieder neu gefordert – nicht nur in Zeiten der Krise. Man/frau soll den eigenen Kräften, den eigenen Möglichkeiten der Lebensgestaltung, des persönlichen Erfolges in der Gesellschaft vertrauen (Selbstvertrauen). Diese Allgegenwart des Begriffs vom Vertrauen in unserer Lebenswelt sowie seine Bedeutung für unser Verhalten und Erleben spiegeln sich in der sozialwissenschaftlichen Fachliteratur kaum in adäquatem qualitativem und quantitativem Umfang wider. Die psy-

chologische Theorienbildung hat sich bislang nicht nur zu wenig, sondern überdies nur isoliert mit einzelnen Bedeutungsvarianten von «Vertrauen» beschäftigt. Dies gilt etwa für das Konstrukt des *interpersonalen (sozialen) Vertrauens*, das ausschnittsweise vor allem in der politischen Partizipations- und Sozialisationsforschung, der sozialpsychologischen und soziologischen Forschung, der neopsychoanalytischen Entwicklungspsychologie (nach Erik Erikson), der sozialen Lerntheorie der Persönlichkeit (nach Julian B. Rotter) sowie – erst neuerdings auch empirisch – in therapeutischen und pädagogischen Kontexten thematisiert und empirisch untersucht wird.

Weitgehend unabhängig von diesen Forschungsansätzen zum interpersonalen Vertrauen finden sich etwas schmalere psychologische Forschungslinien zu den Konstrukten des *Selbstvertrauens* (vor allem in der Forschung zur Leistungsmotivation, etwa bei Heinz Heckhausen, und zur Selbstwirksamkeit, etwa bei Albert Bandura) und des *Zukunftsvertrauens* (negativ definiert als Hoffnungslosigkeit; etwa recht konsistent in psychoanalytischen und kognitiv-behavioralen (sic!) Depressionstheorien bei Karen Horney, E. Bibring und Eric Erikson bzw. Aaron T. Beck und Martin E.P. Seligman).

Diese separaten Forschungslinien zum Vertrauen werden im Ansatz der *Vertrauens-Trias (VTT)* theoretisch-konzeptuell verdichtet. Dies gelingt auf der Basis eines *Handlungstheoretischen Partialmodells der Persönlichkeitsentwicklung* (HPP; Krampen 2000). Das HPP bietet auf dem Hin-

tergrund eines differenzierten Erwartungs-Wert-Modells einen integrativen Rahmen zur Entwicklung selbst- und umweltbezogener Kognitionen in der gesamten Lebensspanne mit Bezügen zur Salutogenese und zur Ätiologie psychischer Störungen. Das HPP weist einen engen Bezug zur aktionalen, handlungstheoretisch fundierten Perspektive der Entwicklungspsychologie auf.

Zentrale Konzepte aus der aktionalen Entwicklungspsychologie werden dabei systematisch mit den Kernkonzepten des HPP verbunden. Es resultiert eine Heuristik entwicklungsbezogener Kognitionen, Emotionen und Handlungen, die erstens nach dem zeitlich-biografischen Kriterium der Retrospektion, der aktuellen Lebenssituation und der Prospektion, zweitens den im HPP-Kernbereich unterschiedenen Erwartungs- und Valenzvariablen geordnet sind und drittens eindeutige Relationen zu handlungstheoretischen Persönlichkeitsvariablen, darunter denen der *Vertrauens-Trias*, aufweisen.

Vertrauen in andere

Das erste Element der Vertrauens-Trias ist das Vertrauen in andere(s) und entspricht am ehesten dem interpersonalen Vertrauen. Als situationsspezifische, bereichsspezifische oder generalisierte Variable bezieht es sich jedoch nach dem HPP nicht alleine auf die wahrgenommene Verlässlichkeit anderer, sondern auch auf soziale, physikalische, chemische usw. Situations-Ereignis-Erwartungen, also allgemein auf Erwartungen, dass aus einer gegebenen Situation ohne eigenes >>>

>>> reich von zu viel Misstrauen und wiederum zu hohen Kosten. Trifft die Annahme einer bevorstehenden globalen Rezession zu, dann wäre diese einerseits – nicht nur, aber auch – das Resultat von Zuviel an Misstrauen. Andererseits wäre eine solche Rezession zugleich auch der Preis (Kosten), der für den erneuten nicht optimalen Zustand im Verhältnis Vertrauen/

Misstrauen gezahlt werden müsste. Eine solche Rezession, und damit der nicht optimale Zustand, wird in aller Regel langsam und vor allem nicht zuletzt über den Aufbau von Vertrauen überwunden.

Schluss

Die Geschichte zeigt, dass nicht optimale Zustände unvermeidbar sind.

Deshalb ist es eine stete gesellschaftliche Herausforderung, solche Verhältnisse zu erkennen und das nutzenstiftende Verhältnis von Vertrauen und Misstrauen mit geeigneten ethischen Mitteln wiederherstellen zu wollen – bevor die Folgekosten eines Ereignisses zu hoch ausfallen.

Stephan Eugster

Forschung



Günter Krampen, Prof. Dr. Dipl.-Psych. PsychTh, studierte Psychologie. Seit 1990 ist er Professor für Psychologie an der Universität Trier, Honorarprofessor für Psychologie in Luxemburg, Gastprofessor in Fribourg. Seit 2004 Direktor des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID); Lehrstuhl für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Wissenschaftsforschung sowie Leitung des Weiterbildungsstudiengangs Psychotherapie und der Psychotherapie-Ambulanz an der Uni Trier.
<http://www.krampen.uni-trier.de>

>>> Zutun bestimmte positiv oder negativ bewertete Ereignisse resultieren. Gleichwohl werden soziale Bezüge dominieren, die sich als Vertrauen beziehungsweise Misstrauen in primäre Bezugspersonen, andere direkte Bezugspersonen (wie etwa Freunde, Bekannte, Nachbarn, Kollegen, Verkäufer), fremde Menschen, Politiker (und «die Politik»), die Massenmedien und anderes mehr spezifizieren lassen. Zur Erfassung des sozialen Vertrauens liegen Forschungsinstrumente mit Standardisierung, bislang jedoch leider ohne Normierung vor.

Selbstvertrauen

Die zweite Facette der Vertrauens-Trias ist das Selbstvertrauen, also das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, als situationsspezifische, bereichsspe-

zifische und generalisierte Variable der eigenen Selbstwirksamkeitseinschätzungen (Situations-Handlungs- oder Kompetenz-Erwartung). Das Selbstvertrauen als ein bedeutsamer Aspekt des Selbstkonzepts wurde bislang vor allem im Kontext der Leistungsmotivationsforschung untersucht. Im Vordergrund stand dabei vor allem auch die Strukturierung des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten nach verschiedenen Handlungs- und Lebensbereichen (etwa Selbstvertrauen im Kontext sozialer Beziehungen oder im Bereich eigener politischer Handlungsoptionen).

Für die ökonomische Erhebung des generalisierten Selbstvertrauens haben sich die Primärskala zum «Selbstkonzept eigener Fähigkeiten» und die Sekundärskala zur «Selbstwirksamkeit» des Fragebogens zu Kompetenz- und Kontrollüberzeugungen (FKK) bewährt.

Zukunftsvertrauen

Die dritte Facette der Vertrauens-Trias bezieht sich auf das Zukunftsvertrauen (Vertrauen versus Misstrauen in die Zukunft) als ein molares handlungstheoretisches Persönlichkeitskonstrukt, das mit allen situationsspezifischen und generalisierten Variablen des HPP unmittelbar zusammenhängt. Auch hier sind strukturell unterschiedliche Facetten zu unterscheiden, die sich etwa auf das Vertrauen in die persönliche Zukunft, in die Zukunft von Angehörigen und Freunden, in die Zukunft der Eigengruppe und Gesellschaft sowie in die der Menschheit allgemein (etwa unter umwelt- und friedenthematischen Gesichtspunkten) beziehen können. Die Skalen zur Erfassung von Hoffnungslosigkeit (H-Skalen) bieten ökonomische und zuverlässige Messinstrumente zur Erfassung von Zukunftsvertrauen beziehungsweise Hoffnungslosigkeit.

Entwicklung von Vertrauen

Nicht nur unter Bezug auf die entwicklungspsychologische Anbindung des HPP, sondern auch auf die vorliegende Fachliteratur zur Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung sowie

psychosozialer Entwicklung sei hier auf einige ontogenetische Aspekte der Vertrauens-Trias hingewiesen, die sich auf phylogenetische Aspekte ausweiten lassen. Diese Überlegungen lassen sich in einem *Sanduhrmodell der Vertrauens-Trias* durch die Spezifikation der für die drei Vertrauensaspekte primär relevanten Entwicklungsphasen (Altersphasen), Entwicklungskontexte und -bereiche (soziale und physikalische Entwicklungsökologien), Entwicklungsmechanismen, -prozesse und -inhalte darstellen. Gewählt wurde die Analogie zur Sanduhr,

- weil deren Boden und unterer Teil breit ist, in Analogie zur breiten Fundierung des Vertrauens in andere(s) in sozialen und physikalischen Erfahrungen des Kleinkindes im Nahbereich und – mit zunehmendem Alter – auch in Distanzbereichen bis hin zu massenmedial vermittelten Erfahrungen bei vergleichsweise geringerer Selbstzentrierung zugunsten des Explorationsverhaltens;
- weil sie sich im mittleren Bereich verjüngt, in Analogie zur Zunahme der Selbstzentrierung bei der Entwicklung des Selbstvertrauens in der späteren Kindheit, die primär über intraindividuelle, soziale und kriteriale Vergleiche der eigenen Person und eigener Leistungen erfolgt;
- weil sich die Sanduhr in ihrer oberen Hälfte wieder verbreitert, in Analogie zur Ausweitung der selbst- und umweltbezogenen Perspektiven bei der Entwicklung des Zukunftsvertrauens sowie der persönlichen und sozialen Identität in der Adoleszenz bei Reduktion der Selbstzentrierung zugunsten breiterer sozialer und gesellschaftlicher Orientierungen.

Damit liegt ein «*outside-inside-outside*»-Prozessmodell der Vertrauensentwicklung vor, das beim Aufbau interpersonales Vertrauens (outside) startet und über die Entwicklung von Selbstvertrauen (inside) zum Zukunftsvertrauen (outside) führt. Wesentlich ist, dass die genannten primären Entwicklungskontexte lediglich die unteren Entwicklungsgrenzen und -bereiche bezeichnen. Es ist davon auszugehen, dass entsprechende Pro-

Forschung

zesse des Gewinns von und des Verlusts an interpersonalem Vertrauen, Selbstvertrauen und Zukunftsvertrauen in der gesamten Lebensspanne auftreten können: Dies entspricht dem Grundsatz von Paul B. Baltes, nach dem sich Entwicklung «über die gesamte Lebensspanne hinweg (...) immer aus Gewinn (Wachstum) und Verlust (Abbau)» zusammensetzt. Unter ontogenetischen Aspekten ist dabei davon auszugehen, dass Zukunftsvertrauen ein Minimum an Selbstvertrauen und an Vertrauen in andere(s) sowie Selbstvertrauen ein Minimum an Vertrauen in andere(s) im Sinne notwendiger, aber nicht hinreichender Entwicklungsbedingungen voraussetzt. In den bisherigen Ausführungen zum Sanduhrmodell der Vertrauens-Trias wurden entwicklungspsychologische Aspekte der seelischen Gesundheit fokussiert, die sich auf salutogenetische Schutz- und Resilienzfaktoren im Sinne der Entwicklung personaler Ressourcen beziehen. Nach dem «outside-inside-outside»-

Prozessmodell der Vertrauensentwicklung können spezifische primärpräventive Optionen für die Gesundheitserziehung und -förderung zur Optimierung einer günstigen Bilanz von Entwicklungsgewinnen und -verlusten abgeleitet werden.

Psychische Störungen

Darüber hinaus ergeben sich unter Bezug auf biopsychosoziale Störungsmodelle auch Implikationen für die Psychotherapie, da unter Bezug auf die Konstituenten der Vertrauens-Trias gesunde Aspekte bei PatientInnen mit psychischen Störungen identifiziert werden können, die für die Therapieplanung genutzt werden können. So können etwa (gegebenfalls verdeckte) personale Ressourcen und damit neue therapeutische Optionen identifiziert und für therapeutische Prozesse genutzt werden.

Andererseits kann auch davon ausgegangen werden, dass spezifische und kombinierte Beeinträchtigungen der

drei Vertrauenskomponenten (im Sinne von zurzeit nicht gegebenen personalen Ressourcen) mit der Ätiologie psychischer Störungen zusammenhängen. Anzunehmen ist etwa, dass – soziales Misstrauen für die Ätiologie und Aufrechterhaltung sozialer und spezifischer Phobien, – ein geringes Selbstvertrauen für generalisierte Angststörungen und Zwangsstörungen sowie – Hoffungslosigkeit für depressive Episoden (im Sinne von *major depression*)

kennzeichnend sind. Analoge Hypothesen können für spezifische Persönlichkeitsstörungen und somatoforme Störungen formuliert werden. Diesen Hypothesen kann eine erhebliche Bedeutung für die differentielle und adaptive Indikation spezifischer psychotherapeutischer Massnahmen im Einzelfall zukommen.

Implikationen für die Psychotherapie

Dass in zahlreichen Fällen einer gestörten seelischen Gesundheit und

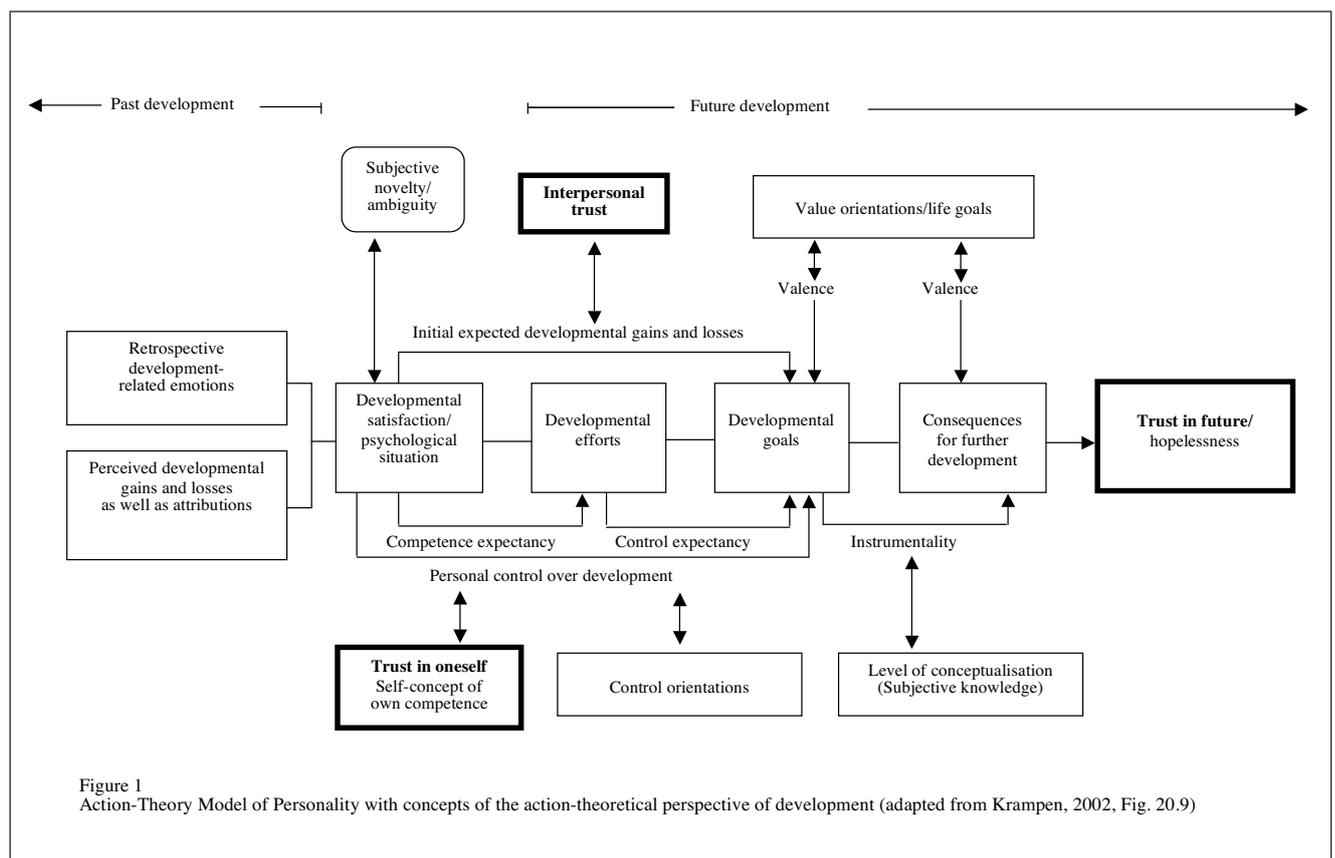


Figure 1
Action-Theory Model of Personality with concepts of the action-theoretical perspective of development (adapted from Krampen, 2002, Fig. 20.9)

Forschung

auch in Fällen der beeinträchtigten körperlichen Gesundheit Einschränkungen im Zukunftsvertrauen manifest werden und die H-Skalen unter anderem auch ein guter Indikator für Therapiefortschritte sind, konnte bei Patienten mit psychischen, psychosomatischen und somatischen Störungen empirisch belegt werden. Da unmittelbar auf eine gegebene Hoffnungslosigkeit gerichtete psychotherapeutische Interventionen häufig – zumindest kurzfristig – nicht zu Erfolgen führen, ist vor dem Hintergrund der oben dargelegten entwicklungspsychologischen Überlegungen etwa zu empfehlen, zunächst auf den ontogenetischen Basisebenen der Hoffnungslosigkeit therapeutisch anzusetzen.

Für eine differentielle Indikationsstellung gilt damit, dass bei Patienten nach einer differentialdiagnostischen Abklärung ihres Zukunftsvertrauens/-misstrauens (etwa über die H-Skalen) das im Einzelfall vorhandene Selbstvertrauen (etwa über den Fragebogen zu Kompetenz- und Kontrollüberzeugungen) und das Vertrauen in andere(s) zu diagnostizieren sind. Diese differentialdiagnostische Strategie zur Abklärung der spezifischen Indikation therapeutischer Massnahmen steht in Einklang mit den Überlegungen von Klaus Grawe zum *Konzept einer Allgemeinen Psychotherapie*, deren allgemeine, stets aber in unterschiedlichem Ausmass virulente Wirkprinzipien erstens die aktive Hilfe zur Problembewältigung (Problembewältigungsperspektive), zweitens die Werte und Ziele des Patienten explizierende motivationale Klärung (Klärungsperspektive) und drittens das Beziehungsgeschehen in und ausserhalb der Therapie (Beziehungsperspektive) sind.

Je nach differentieller und adaptiver Indikationsstellung sind in bestimmten Phasen der Behandlung Fokussierungen

- der Beziehungsperspektive (hier: bei Störungen im Bereich des Vertrauens in andere),
- der Problembewältigungsperspektive (hier: bei Störungen des Selbstvertrauens) oder

– der Klärungsperspektive (hier: bei Störungen des Zukunftsvertrauens) angebracht. Durch dieses Modell einer adaptiven Indikation spezifischer therapeutischer Massnahmen wird aus dem Ansatz zur Allgemeinen Psychotherapie von Klaus Grawe, der allein therapiemethodenübergreifende Wirkfaktoren in den Vordergrund stellt, der Ansatz einer *Allgemeinen und Differentiellen Psychotherapie*, durch den sowohl der therapeutische Eklektizismus als auch allein auf unspezifische Wirkfaktoren setzende, dabei in der Gefahr methodischer Beliebigkeiten stehende therapeutische Ansätze zugunsten eines methodenübergreifenden, integrativen Behandlungszugangs überwunden wird.

Günter Krampen

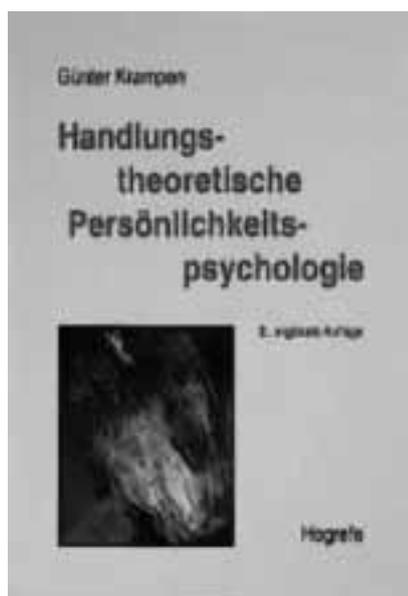
Literatur

Günter Krampen: Handlungstheoretische Persönlichkeitspsychologie. Hogrefe, Göttingen 2000.

Günter Krampen, Werner Greve: Persönlichkeits- und Selbstkonzeptentwicklung über die Lebensspanne.

In: Rolf Oerter, Leo Montada (Hg.): Entwicklungspsychologie.

Beltz, Weinheim 2008, 652–686.



Universität Zürich

CAS Gerontologie heute – besser verstehen, erfolgreich vermitteln, innovativ gestalten

Kursinhalt: Das interdisziplinäre Zertifikatsprogramm vermittelt in 13 Tagesveranstaltungen das neueste gerontologische Grundlagenwissen in den Themenbereichen Alterstheorien, soziodemographische Entwicklung, somatisch verursachte und psychische Erkrankungen, Palliative Care und Gesundheitsförderung. Ebenso erweitert es die Methoden- und Vermittlungskompetenz der Teilnehmenden in den Fachgebieten Projektmanagement, Wissensmanagement, Evaluation und Qualitätssicherung, Altersbildung, Medienarbeit und sprachliche Kommunikation im beruflichen Umgang mit dem Thema.

Zielgruppe: Angesprochen sind qualifizierte Fachpersonen aus dem Bildungs-, Sozial- und Gesundheitsbereich, die sich auf die Planung und Vermittlung gerontologischer Fragestellungen und deren Besonderheiten spezialisieren möchten.

Dauer: 21. August 2009 bis 30. Januar 2010

Abschluss: Certificate of Advanced Studies der Universität Zürich und 10 ECTS-Punkte (European Credit Transfer System); im Rahmen der Bologna-Reform anerkannt und zertifiziert.

Anmeldung bis 30. Mai 2009 bei: Universität Zürich, Zentrum für Gerontologie ZfG, Sekretariat Sumatrastrasse 30, 8006 Zürich Tel. + 41 44 635 34 20 (Mo/Di/Do), Fax + 41 44 635 34 21, sekretariat@zfg.uzh.ch

Information: Friederike Geray, Programmleitung Tel. +41 44 635 34 24 (Mo/Do), friederike.geray@zfg.uzh.ch

Weitere Angaben auf der **Homepage des ZfG** www.zfg.uzh.ch unter der Rubrik Weiterbildung.

Psychobiologie

«Oxytocin ist ein Glücksfall»

Oxytocin ist ein Neurohormon, das im Zwischenhirn gebildet wird. Von da aus wird es in die Hirnanhangdrüse transportiert, gespeichert und bei Bedarf abgegeben. Oxytocin beeinflusst nicht nur das Verhalten zwischen Mutter und Kind sowie zwischen Geschlechtspartnern, sondern ganz allgemein soziale Interaktionen. Es wirkt zum Beispiel auch vertrauensfördernd. – Gespräch mit dem Psychobiologen Markus Heinrichs.

punktum.: Was bewirkt Oxytocin?

Markus Heinrichs: Die physiologische Hauptwirkung liegt bei der Geburt und beim Stillen. Die Kontraktionen der Gebärmutter, die wichtig sind für die Weheneinleitung, sind eine klassische Funktion von Oxytocin, und das Gleiche gilt für das Stillen: Der Milcheinschuss wird ebenfalls durch Oxytocin gesteuert. Mit dieser Erkenntnis über die Funktion von Oxytocin hat sich die Medizin lange zufrieden gegeben. Warum aber auch Männer

und warum Frauen täglich, und zwar auch dann, wenn sie gar nicht stillen oder gebären, Oxytocin produzieren: Das sind die Fragen, die bis vor etwa einem Jahrzehnt noch gar nicht geklärt waren. Aus der Tierforschung wissen wir, dass dieses Neuropeptid für das Sozialverhalten, für Paarung und Bindung wichtig ist. Wir waren vor rund zehn Jahren die Ersten, die diese Phänomene auch in der Humanforschung untersucht haben. Seitdem haben wir vieles herausgefunden, was in dieselbe Richtung wie in der Tierforschung geht. Inzwischen gibt es viele Labore weltweit, die daran arbeiten.

Wie kamen Sie dazu, den Zusammenhang zwischen Oxytocin und Vertrauen zu untersuchen?

Eigentlich bin ich gar nicht über Vertrauen zum Erforschen des Oxytocins gekommen, sondern habe in Tierstudien gesehen, dass die Paar- und die Mutter-Kind-Bindung über Oxytocin gesteuert werden. Das fand ich faszinierend.

Und dann gab es Ende der neunziger Jahre Tierstudien, die zeigten, wie Oxytocin Stress und Angst reduziert. Nun ist ja bekannt, dass vielen psychischen Störungen – zum Beispiel sozialen Phobien oder Borderline-Störungen – als wichtige Kennzeichen soziale Ängste, Bindungsschwierigkeiten, Abgrenzungsprobleme und hohe Stresslevels innewohnen. Das sind gerade auch die Störungen, die schlecht therapiert werden können. Da ich parallel dazu auch in der Psychotherapieforschung tätig war, ergab sich die Frage, warum wir die Studien, die es im tierexperimentellen Bereich gibt, nicht zunächst bei gesunden Menschen durchführen sollten, die ebenfalls körpereigenes Oxytocin produzieren. Das haben wir in Angriff genommen, und jetzt sind wir bei der Untersuchung der Wirkung des Oxytocins bei psychisch erkrankten Patienten angelangt. Es wurde bereits viel Erfahrung gesammelt, sodass wir nun die Hoffnung

Das «Vertrauensspiel»

Die von Prof. Heinrichs und KollegInnen durchgeführte Untersuchung zum Effekt des Oxytocins auf Vertrauen hat weltweit grosses Aufsehen erregt und den Grundstein zur Forschung auf diesem Gebiet gelegt. Inzwischen gibt es bereits ganze Kongresse zu diesem Thema.

Die Versuchsanordnung dieser Untersuchung war das sogenannte «Vertrauensspiel»: Zwei Spieler erhalten je 12 geldwerte Punkte, die Spieler 1 an den jeweiligen Spieler 2 transferieren soll. Spieler 1 kann 0, 4, 8 oder 12 Punkte transferieren. Der Versuchsleiter verdreifacht die jeweils überwiesenen Beträge; anschliessend kann Spieler 2 das Spiel beenden, indem er seinerseits eine Anzahl Punkte an Spieler 1 rücktransferiert. Insgesamt 16 Probanden sind in einer Spielrunde gleichzeitig daran, ihre Punkte zu transferieren, sodass jeder Spieler viermal solche Transferspiele mit vier verschiedenen, ihm jeweils fremden Probanden durchläuft. Alle Überweisungen sind anonymisiert.

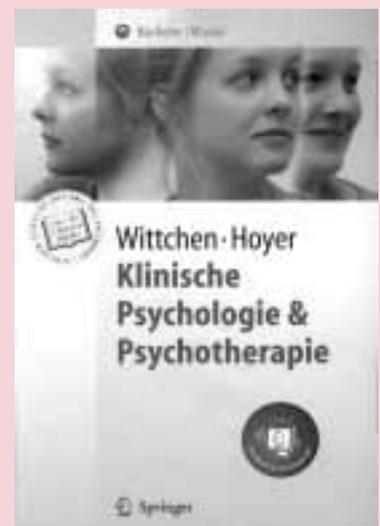
Für Spieler 1, der mit dem Transfer beginnt, ist das Risiko immer am grössten, da er nie weiss, wie viel er von seinem Gegenspieler jeweils zurückerhält – es erfordert also viel Vertrauen, eine hohe Anzahl Punkte zu überweisen, wenn man nicht wissen kann, wie der andere reagiert.

Das Oxytocin beziehungsweise ein Placebo wird den Probanden mittels Doppelblind-Verfahren verabreicht. Probanden in der Rolle des Spielers 1, die das Oxytocin intranasal appliziert bekamen, überwiesen signifikant höhere Punktbeträge als jene Spieler-1-Probanden, die lediglich ein Placebo erhalten hatten. Erstaunlich: 45 Prozent – also knapp die Hälfte – der Spieler-1-Probanden in der Oxytocin-Gruppe hat sogar in allen vier Spielrunden die maximale Anzahl an Punkten an die anonymen Spieler 2 vergeben.

Dieses Verhalten unter Einfluss von Oxytocin war nicht auf eine erhöhte Risikobereitschaft durch dieses Hormon zurückzuführen, sondern belegt tatsächlich die vertrauensfördernde

Wirkung von Oxytocin: In einer Kontrollstudie, in der das Vertrauensspiel mit einem Computerprogramm als Spieler 2 gespielt wurde, hat das Oxytocin keine vertrauensfördernde Wirkungen mehr gezeigt.

(Aus: Wittchen, H.-U., & Heuer, J. [Hg.]: Klinische Psychologie und Psychotherapie. Springer Medizin Verlag, Heidelberg 2006)



Psychobiologie

haben, bestimmten Patienten damit helfen zu können.

Welchen Einfluss hat denn Oxytocin auf Vertrauen?

Die Studien zur Wirkung von Oxytocin auf Vertrauen (siehe Kasten auf Seite 16) wurden durch den Ökonomen Ernst Fehr angeregt, der an der Universität Zürich unter anderem zum Thema Vertrauen forscht. 2004 hielt ich an der ETH Zürich einen Vortrag zum Thema «Hormone und Emotionen». Ernst Fehr hat meinen Vortrag gehört und gedacht, das Oxytocin sei genau das Hormon, welches zu seiner Forschung passe. Kurz darauf haben wir uns zusammengetan und mit der gemeinsamen Forschung begonnen.

Was sind bisher die zentralen Ergebnisse?

Das entscheidende Resultat war, dass Oxytocin vertrauensfördernd wirkte. Dies wurde durch unsere Kontrollstudien bestätigt, die zeigten, dass Oxytocin nicht die Bereitschaft, risikofreudig zu sein, erhöht, sondern die Bereitschaft zu Risiken, die es gibt, wenn man sich sozial annähert, wie etwa das Risiko einer Zurückweisung.

Inwieweit passen Ihre Forschungsergebnisse zu den Resultaten der Tierforschung?

Die Tiere, die Oxytocin injiziert bekommen, zeigen weniger soziales Vermeidungsverhalten, dafür mehr soziales Annäherungsverhalten, ein besseres soziales Wiedererkennen usw. Dieses tierische Bindungsverhalten ist das, was dem menschlichen Vertrauen am meisten ähnelt. Es wird wesentlich über Oxytocin gesteuert. Insofern bestand schon die Erwartung, das Gleiche beim Menschen beobachten zu können. Wir haben viele Studien nach dieser Vertrauensstudie gemacht, und man kann daraus ableiten: Soziales Annäherungsverhalten wird beim Menschen – Männern und Frauen – deutlich über Oxytocin gesteuert.

Wie generalisierbar sind die Ergebnisse auf andere Beziehungsformen, zum Beispiel Gruppen?

Im Grunde genommen haben wir Gruppen untersucht: Es waren immer 16 Probanden als Gruppe in einer «Spielrunde» dabei. In einer demnächst erscheinenden Studie (Ditzen, B., et al.: Intranasal Oxytocin Increases Positive Communication and Reduces Cortisol Levels During Couple Conflict. *Biological Psychiatry*, in Press), in der Dyaden untersucht wurden, konnte die positive Wirkung des Oxytocins auch bei Paaren gezeigt werden. In dieser Untersuchung erhielten jeweils beide Partner – wieder doppelblind – entweder Oxytocin oder ein Placebo. Danach wurden die Paare aufgefordert, über ihren schwierigsten Paarkonflikt zu diskutieren. Aus Paarstudien ist bekannt, dass ein Paar in einer solchen Situation sehr schnell zu streiten beginnt und beide Partner ein ausgeprägt negatives Konfliktverhalten zeigen. Jene Paare, die Oxytocin bekommen haben, waren nun im Vergleich zu Paaren, die Placebo erhielten, wesentlich weniger feindselig und zeigten viel mehr positives Konfliktverhalten – und dies bei beiden Geschlechtern.

Oxytocin scheint ziemlich entscheidend zu sein, nicht nur für das Vertrauen, sondern insgesamt für soziale Beziehungen.

Ja. Ein anderes Phänomen, dass diese Bedeutung gut illustriert, ist das sogenannte «Gefühle-Lesen»: Wenn man Personen vor den Computer setzt und sie bittet, sich Gesichter anzuschauen und die zugrunde liegende Emotion zu erkennen, schauen sie hauptsächlich in die Augen, teilweise auch auf andere Bereiche des Gesichts. Personen unter Einfluss von Oxytocin schauen hingegen vor allem die Augenpartie an und holen somit viel mehr emotionsrelevante Informationen aus den Gesichtern heraus, was dazu führt, dass sie die Emotionen besser erkennen. Personen mit Autismus zum Beispiel können eine solche Erkennungsaufgabe kaum lösen. Neue Daten von Menschen mit Asperger-Syndrom, einer leichteren Ausprägungsform des Autismus, zeigen, dass die meisten unter ihnen, die Oxytocin bekommen, signifikant besser



Markus Heinrichs, Prof. Dr. rer. nat., studierte Psychologie in Würzburg und Bonn und promovierte an der Universität Trier. Seit 2005 leitet er den Forschungsbereich Psychobiological Foundations of Social Behavior an der Uni Zürich. Seit 2007 ist er Professor für Klinische Psychologie und Psychobiologie am Psychologischen Institut. Zudem ist er psychotherapeutisch tätig und leitet den poliklinischen Behandlungs- und Forschungsschwerpunkt «Psychische Störungen mit sozialen Defiziten», ebenfalls an der Uni Zürich. Arbeitsschwerpunkte: psychische Störungen mit sozialen Defiziten, stress- und angstprotektive Faktoren, pro- und antisoziales Verhalten, Psychotraumatologie und Notfallpsychologie, experimentelle Psychotherapieforschung, Verhaltensmedizin.

sind im Erkennen von Gefühlen. Die Ergebnisse gehen also in Richtung eines therapeutischen Einsatzes von Oxytocin. Aktuell beschäftigen wir uns mit drei grossen Patientengruppen: Borderline-Persönlichkeitsstörung, soziale Phobie und autistische Störungen. Und die Hoffnung ist natürlich sehr gross, dass Oxytocin diesen Betroffenen helfen könnte.

Sind die spezifischen Wirkmechanismen von Oxytocin bereits bekannt?

Psychobiologie

Genau kennt man sie noch nicht. Man weiss, dass Oxytocin im Gehirn, genauer im Hypothalamus, produziert wird – daher die Bezeichnungen «Neuropeptid» und «Neurohormon». Es wird auch im Gehirn freigesetzt, wo überall Rezeptoren dafür zu finden sind. Die Frage ist nun, warum dies so ist. Wenn wir in diesem Bereich forschen, dann verlassen wir uns meist nicht auf Blutwerte, die wir dann korrelieren, weil dies nicht präzise genug ist, sondern wir machen experimentelle Forschung. Wir haben ein methodisches Problem, welches derartige Studien erschwert: Das, was wir im Blut messen, hat mit dem, was im Gehirn geschieht, wahrscheinlich wenig zu tun. Das Oxytocin kann man also gut experimentell manipulieren, wie wir dies in unseren eigenen Untersuchungen tun; hingegen machen Messungen wenig Sinn.

Wäre der Schluss zulässig, dass Personen, die unter grossem Misstrauen und/oder einem geringen Selbstvertrauen leiden, vermutlich ein gestörtes Oxytocin-Ausschüttungssystem haben?

Das ist eine Hypothese. Man kann heute nicht sagen, dass jemand, der beispielsweise unter Autismus leidet, einen gestörten Oxytocin-Metabolismus hat. Was wir wissen, ist, dass von Autismus Betroffene einen niedrigeren Blutspiegel haben. Was das für das Gehirn bedeutet, ist nicht abschliessend geklärt. Einige Ergebnisse aus Tiermodellen weisen darauf hin, aber für das Verständnis psychischer Störungen überzeugen mich solche Tierexperimente nicht wirklich. Deswegen glaube ich, dass im Moment die Frage, ob eine Oxytocin-Systemstörung ursächlich für bestimmte Störungen ist oder nicht, gar nicht im Vordergrund steht. Vielmehr interessiert mich, ob das Oxytocin diesen Menschen hilft, und zwar nicht als alleiniges Mittel, sondern stets in Kombination mit spezifischen psychotherapeutischen Verfahren! Was wir im Moment tun, nenne ich mangels eines besseren Begriffes «psychobiologische Psychotherapie». Wir geben nicht das Hormon ab und sagen: «Gehen Sie nach Hause,



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

IAP
**Institut für Angewandte
Psychologie**

Berufsbegleitende Weiterbildungslehrgänge

MAS Systemische Psychotherapie mit kognitiv-behavioralem Schwerpunkt

In Kooperation mit ZSB, Bern

Die empirisch abgesicherte, störungsbezogene Psychotherapie-Weiterbildung, in der die praktische Umsetzung im Zentrum steht. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH, Anerkennungen: Fachtitel Psychotherapie FSP, SBAP, FMH empfohlen.

Infoveranstaltung:

11. Mai 2009, 18.00 Uhr, ZSB, Villettemattstrasse 15, Bern

MAS Systemische Beratung

In Kooperation mit ZSB, Bern

Der MAS vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung und deren Umsetzung in die Beratungspraxis. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH.

Infoveranstaltungen:

9. Juni 2009, 18.30 Uhr, ZSB, Villettemattstrasse 15, Bern

26. Oktober 2009, 18.30 Uhr, IAP, Merkurstrasse 43, Zürich

MAS* Kunsttherapie

In Kooperation mit der ZHdK, Zürcher Hochschule der Künste

Die kunsttherapeutische Weiterbildung ist im Kontext zeitgenössischer Kunst situiert. Eine praktische Ausrichtung der integralen psychologisch-künstlerischen Lerninhalte ist zentral. Abschlüsse Kunsttherapie GPK und *MAS ZFH werden beantragt.

Infoveranstaltung für die Weiterbildung ab Herbst 2009:

11. Mai 2009, 18.30 Uhr, IAP, Merkurstrasse 43, Zürich

MAS Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung

Der MAS vermittelt fundiertes, auf den internationalen Forschungsstand ausgerichtetes Wissen und fokussiert die praxisbezogene Anwendung. Für den Start in eine Tätigkeit als Berufs-, Studien- und Laufbahnberater/in. Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH, Berufs-, Studien- und Laufbahnberater/in BBT.

Info und Anmeldung: Tel. +41 58 934 83 33, info.iap@zhaw.ch

www.iap.zhaw.ch > Weiterbildung > Psychologen/-innen

Zürcher Fachhochschule



Psychobiologie

und nehmen Sie dreimal am Tag den Nasenspray.» Wenn Sie zu Hause alleine in der Küche intranasal Oxytocin einnehmen, passiert nämlich überhaupt nichts. Die Idee ist, die Psychotherapie bei solchen Störungen zu optimieren, also die Erfolgsquote in der Psychotherapie zu erhöhen. In unserem Ansatz kombinieren wir ein Psychotherapieverfahren, von dem wir wissen, dass es effizient ist, aber leider nicht durchwegs erfolgreich, mit der Verabreichung von Oxytocin. Wenn ich also eine Gruppentherapie mache, in der die Patienten miteinander ganz bestimmte Interaktionsübungen machen, und ihnen in dieser Situation Oxytocin gebe, wirkt dies angstreduzierend auf sie, was sehr günstig ist. Die Patienten trauen sich mehr, und ihr Belohnungszentrum wird aktiviert. Das Oxytocin ist hier also ein Glücksfall: Der Cortisol-Spiegel wird gesenkt, Stress und Angst werden reduziert, gleichzeitig wird die Aktivität im Belohnungsareal erhöht. Die Patienten können unter Oxytocin-Einfluss somit ganz neue, positive Lernerfahrungen machen.

Zurück zu gesunden Personen: Ich stelle mir vor, dass stillende Mütter grundsätzlich ein ausgeprägteres Vertrauen haben.

Was wir aus Stress-Studien mit stillenden Müttern wissen, ist, dass das Oxytocin diese stressresistenter macht – was evolutionsbiologisch sinnvoll ist: Eine Mutter, die stillt, soll nicht bei jeder kleinen Ablenkung das Stillen aufgeben. In Bezug auf den Einfluss von Oxytocin auf Vertrauen spezifisch bei Frauen existieren leider noch keine Untersuchungen.

Könnte die Tatsache, dass Frauen mehr Oxytocin produzieren als Männer, bedeuten, dass Frauen auch mehr vertrauen?

Das ist schwer zu sagen. Frauen zeigen mehr Annäherungsverhalten, mehr Kontaktbereitschaft als Männer, und im Sozialen scheinen sie im Schnitt etwas kompetenter als Männer zu sein. Auch bekannt ist das Geschlechterverhältnis beim Autismus: Auf acht autistische Jungen kommen

zwei autistische Mädchen. Und bei autistischen Personen vermutet man, dass sie weniger Oxytocin produzieren als gesunde.

Wie hoch schätzen Sie die Gefahr ein, dass synthetisches Oxytocin zu einem Lifestyle-Produkt zur (Selbst-)Vertrauenssteigerung vermarktet wird?

Die Gefahr sehe ich leider durchaus. Es gibt einen dubiosen Markt im Internet, den wir leider nicht verhindern können. Das Ärgerliche ist, dass wir gegen Firmen, die mit Verweis auf unsere Forschung Oxytocin vermarkten, juristisch nicht vorgehen können, denn aus Publikationen zu zitieren, ist legal. Eine grosse Firma, die dies tut, nennt sich «Liquid Trust». Sie verkauft Oxytocin-Nasensprays im Internet zu einem überrissenen Preis und suggeriert, dass das Oxytocin auf die Kleidung gesprüht werden kann, um eine Bindung zu Personen herzustellen – völlig absurd! Es gibt inzwischen einige Homepages dieser Art, und leider vermute ich, dass sie sehr viel damit umsetzen. Deshalb ist es mir immer dann, wenn irgendeine Zeitung über unsere Forschung berichtet, eine besondere Sorge, dass Menschen im Internet nach dem Oxytocin «googeln», auf solche Websites gelangen und diese Sprays kaufen. Da bitte ich in letzter Zeit die Journalisten, wirklich immer zu betonen, wie unseriös das ist. Übrigens kann man damit nicht unmerklich Menschen manipulieren. Zudem, und das gilt für Medikamente insgesamt, ist die Bestellung von Oxytocin über Internet nicht ungefährlich, da man nie genau weiss, was im gekauften Produkt wirklich steckt. Es sind hierbei vor allem Menschen mit psychischen Störungen, die das Oxytocin ohne ärztliche Aufsicht einnehmen, die mir Sorge bereiten. Was das Oxytocin bei diesen Menschen langfristig bewirkt, ist schliesslich nicht bekannt. Unsere eigene Forschung darüber wird erst in den nächsten Jahren konkrete Ergebnisse diesbezüglich liefern.

Stimmt es, dass regelmässiger, häufiger Geschlechtsverkehr wegen der

vermehrten Oxytocin-Ausschüttung ein gutes Mittel sei, den Partner an sich zu binden?

Also da wäre ich vorsichtig: Wir haben gezeigt, dass eine Frau beim Stillen nicht nur vermehrt Oxytocin, sondern einen ganzen Cocktail von Hormonen produziert. Beim Sex ist es noch um einiges komplexer. Da jetzt zu sagen, dass ein Hormon das Bindungsverhalten gezielt stimulieren kann, wäre sehr gewagt.

Es gibt grosse kulturelle Unterschiede hinsichtlich Körperkontakt beziehungsweise Distanzverhalten. Zeigen Menschen aus eher körperbetonten Kulturen in Ihren Vertrauensstudien insgesamt mehr Vertrauen?

Unsere Vertrauens-Studien mit Oxytocin wurden auch in anderen Ländern repliziert, und es scheint überall ähnlich zu sein: Wenn wir die Rezeptoren der Probanden mit Oxytocin abdecken, so reagieren sie in der experimentellen Bedingung unserer Untersuchung unabhängig vom jeweiligen kulturellen Hintergrund ähnlich. Was endogene Unterschiede betrifft, also in Bezug auf die körpereigenen Oxytocin-Levels in diversen Kulturen, so wurden diese noch nie systematisch verglichen.

Gibt es bereits erste Erkenntnisse aus den aktuellen Untersuchungen der Wirkung von Oxytocin in der Behandlung von sozialer Phobie und von Borderline-Patienten?

Was bislang festgestellt wurde, geht in die erhoffte Richtung: die Kombination von Gruppen-Verhaltenstherapie bei sozialer Phobie (einem spezifischen Therapieprogramm für Sozialphobiker) mit Oxytocin zeigt offensichtlich stärkere Effekte als die Kombination mit einem Placebo. Dass die Effekte am Ende eines solchen gross angelegten klinischen Forschungsprojektes tatsächlich so gross sind, dass man einen neuen Therapieansatz postulieren darf, ist zum jetzigen Zeitpunkt noch unklar. Was die Borderline-Persönlichkeitsstörung betrifft, so starten wir derzeit eine klinische Studie im stationären Setting.

Interview: Heloisa Martino

Ohnmächtig

Psychologisch-psychotherapeutische Sicht aufs Vertrauen

Und plötzlich war alles anders. Wegen eines lebensbedrohenden septischen Schocks ins Koma gesetzt, verlor Psychologe und Psychotherapeut Heinz Marty abrupt jegliche Fähigkeit zu selbständigem Handeln und war vollumfänglich auf andere angewiesen. Im Folgenden schildert er sehr eindrücklich sein inneres Erleben während der Akutphase im Spital, in der Rehabilitation sowie seine Not im Prozess, wieder aufs Vertrauen zu vertrauen.

Von einem Tag auf den anderen wurde ich im Mai 2007 krank. Es dauerte keine 24 Stunden zwischen den ersten grippeartigen Symptomen und dem Totalzusammenbruch meines Kreislaufs. Ich hatte einen septischen Schock erlitten, der ein Multiorganversagen zur Folge hatte. Kaum war ich im Spital angekommen, wurde ich für eine Woche in ein künstliches Koma versetzt. Ich wurde künstlich beatmet, erhielt täglich Dialysen, eine Magensonde, eine Medikamentenpumpe, einen Blasenkatheter, Infusionen und letztendlich Windeln. Mit einem Schlag war ich wehrlos, hilfsbedürftig und alleine nicht überlebensfähig. Ich war auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen. Ich musste diesen Menschen vertrauen, vergleichbar mit einem Säugling, der seinen ersten Bezugspersonen ebenfalls vertrauen muss, um zu überleben. Während des Komas hatte ich ein überaus reiches inneres Erleben. Dieses war von Ängsten, Hilflosigkeit und einem Einsamkeitsgefühl geprägt. Drei Tage lang wusste man nicht, ob ich überleben würde. Ich selbst erlebte während dieser Zeit einen intensiven Sterbewunsch. Während der Aufwachphase wurde ich psychotisch, was die inneren Ängste und meine Hilflosigkeit noch verstärkte. Diese Gefühle begannen sich erst in der Rehabilitationsklinik zu legen. Ich lernte wieder zu gehen, selbständig zu essen und meinen Körper alleine zu pflegen – kurz, ich trat den Weg zurück in die Selbständigkeit an. Schwierig wurde die Phase, als ich zunehmend wieder alleine mit meiner Umwelt zurechtkommen musste. Ich

empfund die Aussenwelt als bedrohend und benötigte viel Kraft, um damit umzugehen. Selbst die mir nahe stehenden Menschen und mein vertrautes Umfeld hatten die früher gewohnte Selbstverständlichkeit verloren. Als ich mit meinem Arzt vereinbarte, wieder in den Arbeitsprozess einzusteigen, löste dies in mir depressionsartige Zustände aus. Ich musste mich zunehmend mit der Welt, die mir fremd geworden war, beschäftigen. Am liebsten hielt ich mich in meiner Wohnung auf. Dort fühlte ich mich sicher. Andere Menschen erschienen mir fremd und bedrohend. Ich fühlte mich lange Zeit, als ob ich nicht in diese Welt gehören würde.

Aufgrund meines beruflichen Wissens stellte ich mir später oft die Frage, wie es um meine Vertrauensbasis steht, um mein Urvertrauen. Erikson (1966, 62 f.) hat diesen Begriff von Claessens, einem Soziologen, übernommen und damit die psychischen Probleme der ersten drei Lebensjahre fokussiert. Er meinte, Urvertrauen sei der Eckstein der gesunden Persönlichkeit. Es handle sich um eine Erfahrung, die auf einer Einstellung gegenüber sich selbst und zur Welt zu verstehen sei. Vertrauen sei ein Gefühl des Sich-verlassen-Dürfens, und zwar in Bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie auch die Zuverlässigkeit seiner selbst. Also kann man bei Urvertrauen von einer Art Basis des Vertrauens sprechen, die einem ermöglicht, in Beziehung zu anderen zu kommunizieren und dabei sich selbst zu explorieren. Eine Entwicklung der eigenen Person dürfte somit ohne die Basis des Urvertrauens nicht möglich sein.

Wie stand es nun aber um mich und um mein Urvertrauen? Ist es möglich, dass dieses durch lebensbedrohende Erlebnisse so stark erschüttert wird, dass es neu erarbeitet werden muss? Aufgrund meiner Erlebnisse nehme ich an, dass die bereits erworbene Basis des Vertrauens zwar stark ins Wanken gerät, jedoch bestehen bleibt. Dieser Umstand ermöglichte mir, mich schneller wieder in meiner Umwelt zu rechtzufinden.

Rogers (1973, 193) schreibt, dass die Grundnatur des sich vollziehenden



Heinz Marty ist Fachpsychologe SBAP in Klinischer Psychologie und Psychotherapie und Personenzentrierter Psychotherapeut SGGT. Er arbeitet als Leitender Psychologe in der Forensischen Klinik des Psychiatriezentrums Rheinau und als Psychotherapeut in eigener Praxis.

menschlichen Seins konstruktiv und vertrauenswürdig sei. Wird der Mensch aus seiner Abwehrhaltung befreit, kann er gegenüber seinen eigenen Bedürfnissen und gegenüber den gesellschaftlichen Forderungen offen sein. Bei einem solchen Menschen könne man sich darauf verlassen, dass seine Reaktionen positiv, vorwärtsgerichtet und konstruktiv sein werden. Ein weiteres Grundbedürfnis sei, sich anderen anzuschließen. Auf der Grundlage dieses Prozesses, den man durchaus als einen Prozess des zunehmenden Vertrauens sehen kann, bekommt das Selbst die Möglichkeit, sich zu entfalten – sich zu aktualisieren. Werden die Grundbedürfnisse erschüttert, kommt es zu psychischen Erkrankungen. Das Selbst ist dann so stark mit der Erhaltung des bisher Erreichten beschäftigt, dass eine Aktualisierung kaum oder gar nicht erfolgen kann.

Aufgrund meines Erlebens während meiner Erkrankung stellt sich für mich die Frage, ob es neben der Selbsterhaltung und der Selbstaktualisierung

Ohnmächtig

noch etwas Drittes gibt – eine Art Selbstformatierung. Ich meine damit, dass das Selbstbild durch bedrohende Lebensereignisse stark aus den Fugen gerät und neu geordnet werden muss, da bisherige Denkmuster und Beziehungskonstrukte nicht mehr genügend tragen. Alte Konstrukte werden neu überdacht oder müssen neu geordnet werden. Mir ermöglichte dieser Prozess, mein Leben mit anderen Augen zu betrachten. Grundsätzlich bin ich der Gleiche geblieben, meine Einstellung zum Leben, zum Älterwerden und meine Haltung zu Mitmenschen haben sich jedoch in wesentlichen Punkten verändert. Diese Veränderung betrifft auch meine Fähigkeit zu vertrauen. So hat die Endlichkeit meines Lebens an Bedeutung verloren. Während ich früher Unerledigtes kaum ertragen konnte, gelingt es mir heute besser, Pendenzen auf später zu verschieben und somit darauf zu vertrauen, nichts zu verpassen. Oft denke ich an meine Aufwachphase nach dem Koma zurück. Aufgrund der vielen Medikamente und von deren Nebenwirkungen wurde ich, wie erwähnt, für eine gewisse Zeit psychotisch. Zuerst hatte ich Halluzinationen. Öffnete ich die Augen, erschienen an der weissen Zimmerdecke Heerscharen brauner Käfer. Der Himmel war voller Regenwürmer, und auf dem Baukran vor meinem Fenster kletterten immer wieder Leute herum. Schloss ich meine Augen, war der Spuk weg. Etwas später entwickelte sich eine Paranoia. Ich wurde aus dem Spital entführt und für medizinische Versuche missbraucht. Ein anderes Mal befand ich mich plötzlich in einem Theater und bekam Panik, weil ich nicht aus eigener Kraft ins Spital zurückkehren konnte. Doch es gab immer wieder Menschen, die mich retteten. Es war ein tatsächlich existierender Pflegefachmann, der mich aus den Händen der Entführer befreite. So gab es in meinem Erleben Menschen, die mir Böses wollten, aber auch Menschen, auf die ich mich verlassen, denen ich vertrauen konnte. Bei all diesem Erleben spielte mein Selbstkonzept, also das Bild, das ich über mich selbst habe, eine grosse

Rolle. Mein Konstrukt, erst Zuneigung zu bekommen, wenn ich entsprechende Leistungen vollbracht hatte, hielt nicht mehr länger stand. Zur Erbringung von Leistungen war ich keineswegs in der Lage. Ich musste darauf vertrauen, dass mich andere Menschen wertschätzten und dass sie in der Lage waren, Empathie für mein Leiden zu empfinden, ohne dass ich etwas dazu beitragen konnte. Aufgrund des Verlaufberichts, den mir der Leitende Arzt der Intensivstation zur Verfügung stellte, und wegen meines eigenen Erlebens bin ich davon überzeugt, dass ich während des Komas sehr viel vom äusseren Geschehen mitbekam. Mein inneres Erleben regulierte sich daher anhand dieser äusseren Reize und meines Selbstkonzeptes. Meine Fantasie füllte die fehlenden Teile, die Lücken, auf. So steht beispielsweise im Bericht, dass ich in den ersten Tagen Mühe mit der Atmung hatte. Diese habe sich erst stabilisiert, als eine Thoraxdrainage durchgeführt worden sei. Ich selbst hatte während dieser Zeit das Gefühl, ersticken zu müssen, weil ständig reis-kornartige Fremdkörper in meinen Rachen fielen, die sich hinter meinen Zähnen lösten. Verzweifelt versuchte ich immer wieder, eines dieser Körner mit der Zunge zu erfassen und hochzuheben. Da ich nicht sprechen konnte, hoffte ich, dass jemand diese Körner sehen würde. Ich konnte nicht begreifen, dass niemand meine missliche Situation wahrnahm und mir zu Hilfe kam. Später erzählte mir mein Bruder, dass ich während des Komas meine Zunge ständig hochgehoben und aus dem Mund gestreckt hätte. Rogers (1973, 46) sagte, dass wirkliche Veränderung durch Erfahrung in einer Beziehung zustande kommt. Vor allem in der Zeit des Komas und der Aufwachphase fühlte ich mich alleine gelassen – beziehungslos. Ich hatte zwar Menschen um mich, die sich um mich kümmerten. Einen Zugang zu diesen konnte ich jedoch kaum herstellen. Ich fantasierte mir die Beziehungen. Das heisst, ich fantasierte mir die fehlenden Teile der Beziehungen. Diese betrafen in erster Linie meine eigenen Verhaltensweisen. Tatsächlich

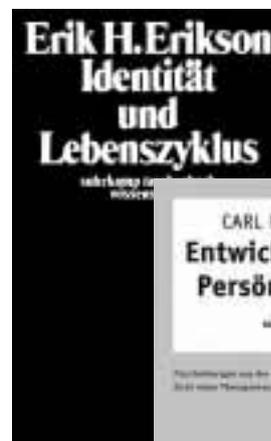
war ich in diesen eingeschränkt. In meiner Fantasie hatte ich jedoch viele Möglichkeiten der Beziehungsaufnahme. Im Verlauf meines Spitalaufenthaltes konnte ich langsam wieder Kontakt zu anderen Menschen aufnehmen – ich hatte wieder die Möglichkeit, zu diesen in eine reale Beziehung zu treten und somit zunehmend Vertrauen in andere, aber auch in mich zu gewinnen. Dies war mir jedoch nur möglich auf der Basis des Vertrauens in meinen eigenen Prozess und auf der Basis meines Urvertrauens.

Ich möchte meine tief greifenden Erfahrungen im Nachhinein nicht missen. Meine Erkrankung ermöglichte mir, meine Lebenseinstellung zu verändern. Diese Veränderungen betreffen in erster Linie mein Selbstverständnis und meine Einstellung zu meinen Mitmenschen. Gerade ich in alte Verhaltensmuster, denke ich oft an meine Erkrankung zurück. Ich bin allen Menschen, die mich in dieser schwierigen Zeit begleitet haben, dankbar. Sie haben mich bei der Gewinnung meines neuen Vertrauens unterstützt.

Heinz Marty

Literatur

Erikson Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp, Frankfurt 1966.
Rogers Carl R.: Entwicklung der Persönlichkeit. Stuttgart 1973, 2000.



Vertrauen schaffen

Überlegungen einer Kinder- und Jugendpsychologin

Vertrauen ist die Basis jeder psychologischen Arbeit. Es bewirkt, dass sich KlientInnen öffnen und eine Veränderungshoffnung entwickeln. In der kinder- und jugendpsychologischen Praxis stehen schutzbedürftige Menschen, die je nach Alter und Erfahrungen unterschiedliche Kompetenzen und Befürchtungen mitbringen. Zudem sind immer die Eltern involviert und oft auch das erweiterte System.

Erik H. Erikson definiert Vertrauen im Rahmen seiner Theorie der psychosozialen Entwicklung sowohl als ein «wesenhaftes Zutrauen zu anderen» als auch als ein «fundamentales Gefühl der eigenen Vertrauenswürdigkeit». Vertrauen ist somit untrennbar mit Selbstvertrauen verbunden. Auch der Begriff des Urvertrauens geht auf Erikson zurück und meint eine «eine allesdurchdringende Haltung sich selbst und der Welt gegenüber». Urvertrauen stellt den Kern des Identitätsgefühls dar und gilt als basal und tragend für die weitere Entwicklung. Der Grundstein dazu wird im ersten Lebensjahr gelegt, indem die Mutter oder eine andere bedeutende Bezugsperson sensibel auf die Bedürfnisse des Kindes eingeht. Aus dem Zusammenreffen zwischen mütterlicher Person und Kind entsteht ein wachsendes Gefühl gegenseitiger Vertrauenswürdigkeit. Wird das Vertrauen enttäuscht, so kann dies gemäss Erikson zu Entfremdung, Rückzug, Trauer und Depression – eben zu Misstrauen – führen. Auch sehr hilfreich für ein Verständnis von Vertrauen aus entwicklungspsychologischer Sicht ist die Bindungstheorie von John Bowlby. Er bezeichnet «Vertrauen in andere» und «Selbstvertrauen» als komplementär. Wichtig für eine gesunde Entwicklung sei das «Ausmass, in dem die Eltern eines Kindes diesem a) eine sichere Basis zur Verfügung stellen und b) es ermutigen, von da aus Erkundungen zu unternehmen». Es gelte, sowohl die Bindungswünsche als auch die Explorations- und Autonomiewünsche angemessen zu beachten. Dadurch könne sich das Kind sicher fühlen, Selbstvertrauen entwickeln und vertrauensvoll anderen begegnen.

Vom Nutzen der Theorie in der Praxis

Die erwähnten theoretischen Konzepte liefern in der psychologischen Praxis hilfreiche diagnostische und handlungsleitende Hinweise, denn sie ermöglichen es, das Verhalten eines Kindes, sein Bindungsverhalten und seinen psychosozialen Entwicklungsstand einzuordnen und angemessen darauf zu reagieren. Denn ob und wie ein Vertrauensaufbau gelingt, ist meiner Ansicht nach im Wesentlichen abhängig von drei Faktoren: von der aktuellen Situation, vom kindlichen Entwicklungsstand sowie seinen Beziehungserfahrungen und von der Art und Weise, wie der Psychologe, die Psychologin auf das Kind einzugehen vermag.

Der Erstkontakt ist entscheidend

Die Initiative für eine Anmeldung geht meist von den Erwachsenen aus; das Kind wird «einfach mitgenommen». Auch wenn in diesem Artikel der Fokus auf das Kind gerichtet ist, so entscheiden in der Praxis in erster Linie die Eltern, ob es zu einer weiterführenden Beratung kommt oder nicht. Im Erstkontakt wird dafür ein Grundstein gelegt.

Ein Kind mit einem gesunden Selbstvertrauen und einer sicheren Bindung wird darauf vertrauen, dass es von den Eltern nicht überfordert oder gefährdet wird und dass es sich in der fremden Situation zurechtfindet. Es wird sich zu schützen wissen und sich sicher sein, dass es bei Bedarf Schutz und Hilfe erhält. Es wird neugierig auf den Psychologen, die Psychologin zugehen oder abwarten, was passiert. Dadurch kann eine erste Kontaktaufnahme stattfinden, erste Fragen können zurückhaltend gestellt werden, ein erstes gegenseitiges Kennenlernen wird möglich. Oft hilft es, wenn das «Schwierige an dieser Situation» durch die Psychologin benannt wird. Das Kind fühlt sich so wahrgenommen, verstanden und akzeptiert – ein erster Schritt in Richtung Vertrauensaufbau ist vollzogen (an dieser Stelle sei auf Carl Rogers verwiesen, den Begründer der klientenzentrierten Psychotherapie, und seine Grundmaximen der Einfühlung, der bedingungs-



Rosmarie Roelli Hochstrasser, geboren 1958, ist Fachpsychologin SBAP in Kinder- und Jugendpsychologie und arbeitet seit 2001 als Schulpsychologin. Zurzeit bildet sie sich zur personenzentrierten Psychotherapeutin weiter.

losen Wertschätzung und der Echtheit als «notwendige und ausreichende Bedingungen» für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung und eine hilfreiche therapeutische Beziehung). Verhält sich ein Kind beim Erstkontakt jedoch sehr ängstlich oder misstrauisch, wird es eine Begegnung mit der fremden Person meiden. Meist wird es bei den Eltern Sicherheit suchen, sich an sie klammern und einem Blickkontakt mit der fremden Person ausweichen. Bei Klein- und zum Teil auch noch bei Vorschulkindern ist ein solches Verhalten oft zu beobachten, bei einem Schulkind hingegen verweist es bereits auf eine erfahrungsbedingte Selbstunsicherheit. In jedem Fall sollten PsychologInnen versuchen zu verstehen, was das Kind in dieser Situation gerade braucht. Dies kann durchaus bedeuten, dass das Kind zunächst beim Gespräch zwischen Eltern und Psychologe oder Psychologin dabei sitzt und zuhört. Es kann spielen oder etwas zeichnen und zu einem selbst gewählten Zeitpunkt in Kontakt treten oder auf eine Kontaktaufnahme reagieren. Bei kleineren Kindern kann es auch hilfreich sein, zuerst zu dritt et-

Vertrauen schaffen

was zu spielen, um eine gemeinsame positive Erfahrung zu ermöglichen. Es gilt also, das Kind nicht zu bedrängen, sich seinem Tempo anzupassen und auf seine Bedürfnisse nach Sicherheit einzugehen, um sein Vertrauen zu erwerben.

Vertrauensaufbau bei Jugendlichen – eine besondere Herausforderung

Jugendliche kommen oft nicht freiwillig zur Beratung oder bringen keine eigenen Anliegen mit. Aus ihrer Sicht ist alles in Ordnung; Probleme haben die anderen. Sicher wollen sie nicht mit fremden Erwachsenen über sich sprechen, und schon gar nicht über irgendwelche Probleme. Sie sind besonders misstrauisch in der Annahme, PsychologInnen übernehmen ohnehin die Perspektive der Eltern. Ihr Vertrauen zu gewinnen, ist besonders anspruchsvoll. Der Spagat hierbei ist, die Autonomiebestrebungen des Jugendlichen anzuerkennen, ohne das Vertrauen der Eltern zu verlieren. Als hilfreich hat sich erwiesen, die Eltern zunächst hinauszuschicken und alleine mit dem Jugendlichen zu sprechen. So kann vermittelt werden, dass der Jugendliche eigene Perspektiven und Anliegen einbringen darf und ein Mitspracherecht hat. Kongruenz und Ehrlichkeit sind neben Einfühlung und Wertschätzung besonders wichtig, denn Heuchelei wird von Jugendlichen schnell erkannt.

Systemische Komplexität

Wie bereits erwähnt ist es entscheidend, das Vertrauen der Eltern zu gewinnen. Dabei bringen die Eltern neben ihren Erwartungen und Anliegen auch ihre je eigenen Erfahrungen und Ängste mit. Eine wichtige Aufgabe dabei ist, den Eltern zu helfen, ihr Kind besser zu verstehen, ohne das Vertrauen der Kinder (in uns) zu verraten. Im Spannungsfeld zwischen Eltern, Kind und dem Psychologen oder der Psychologin kann aus Unsicherheit darüber, wer was über wen sagt, schnell ein Loyalitätskonflikt entstehen. Das Kind soll deshalb nicht zu mehr Offenheit provoziert werden, als es von sich aus signalisiert. Auch spreche ich mich immer wieder mit dem

Kind ab, ob und was ich den Eltern weitererzählen werde, oder lade das Kind zum Gespräch mit ein.

Sehr schwierig wird es jedoch, wenn das Kind etwas «im Vertrauen» erzählt, das eine Gefährdung des Kindeswohls darstellt. Transparentes Vorgehen ist hier wichtig: Das Kind muss wissen, dass ich seiner Sicherheit verpflichtet bin und handeln muss, und es muss darauf vertrauen können, dass ich es ehrlich über alle weiteren Schritte informieren werde.

Bei Kindern darf auch das erweiterte System nicht unbeachtet bleiben. Lehrpersonen, Tagesmutter oder Grosseltern usw. können eine wichtige Rolle spielen. Es gilt, auch das Vertrauen des erweiterten Systems zu gewinnen und ein Verständnis des Kindes und seiner Lebens- und Erfahrungswelt zu fördern, ohne die Schweigepflicht zu verletzen oder den Vertrauensaufbau auf Kosten eines Vertrauensmissbrauchs (zum Beispiel gegenüber den Eltern) zu erreichen. Die systemtherapeutischen Konzepte der «Allparteilichkeit» und «der gemeinsamen Problemlösungsdefinition» haben sich hierbei für mich als hilfreich erwiesen.

Wunsch und Wirklichkeit

In meiner Arbeit gelingt es mir nicht immer, einen Vertrauensaufbau in dem Ausmass zu erreichen, wie ich es mir wünsche. Bisweilen fehlt es an der nötigen Zeit, um einem fragilen Vertrauensverhältnis zu mehr Tragfähigkeit zu verhelfen. Manchmal wollen oder können sich die Eltern nicht einlassen und brechen eine Beratung vorzeitig ab. Auch Jugendliche lassen sich nicht immer auf mein Beziehungsangebot ein. Eine telefonische Nachfrage als Signal echten Interesses und Engagements kann manchmal jedoch erstaunlich viel bewirken.

Meistens jedoch gelingt der gegenseitige Vertrauensaufbau sehr gut. Und da ich mit Kindern arbeite, werde ich sehr oft mit Vertrauen beschenkt – freigiebig, arglos und hoffnungsvoll.

Rosmarie Roelli

Literatur

Erik H. Erikson: Jugend und Krise. Klett-Cotta, Weinheim 1981.

John Bowlby: Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Klett-Cotta, Weinheim 1979.

Carl R. Rogers: Entwicklung der Persönlichkeit. Klett-Cotta, Stuttgart 2006.



Universität Zürich

Master of Advanced Studies in Psychotraumatologie

Bereits zum zweiten Mal bietet die Universität Zürich einen berufsbegleitenden, schulenübergreifenden Studiengang in Psychotraumatologie an. Schwerpunkte des zweijährigen Kurses sind

- Fundiertes **Grundlagenwissen** in Psychotraumatologie
- **Diagnostik** der verschiedenen Traumafolgestörungen wie Akute Belastungsstörung, Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS), ‚Komplexe PTBS‘ etc., und entsprechende **Indikationsstellung**
- **Vermittlung evidenzbasierter traumatherapeutischer Verfahren** mit dem Ziel, die Kursteilnehmenden zu deren Anwendung zu befähigen.

Das methodische Konzept des „Blended Learning“ ermöglicht, sich einen Teil der Inhalte orts- und zeitunabhängig anzueignen.

Leitung: Prof. Dr. med. Ulrich Schnyder
Datum: Oktober 2009 bis September 2011
Abschluss: Master of Advanced Studies in Psychotraumatologie
Ort der Präsenzveranstaltungen: Zürich

Weitere Informationen: Lic. phil. Regula Flury, Programmdirektorin MAS-PT, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstrasse 8, CH-8091 Zürich, +41 (0)44 255 89 16 regula.flury@access.uzh.ch

www.mas-psychotraumatology.uzh.ch

Peter Gugger, Arbeitspsychologe, SBAP.-Vorstandsmitglied

«Ich schenke Vertrauen à fonds perdu»

Peter Gugger hat in Zürich eine eigene Praxis für Arbeitspsychologie. Dort bietet er Coaching, Reha- sowie Berufsberatungen an. Er ist ausserdem SBAP.-Vorstandsmitglied. Und ein glücklicher Mensch. Denn er sagt: «Ich darf heute das tun, was mir Lebendigkeit und Sinn gibt und mich finanziell unabhängig macht. Ein grosses Privileg, das zweifellos glücklich macht.» – Ein Interview rund um Vertrauen.

punktum.: Herr Gugger, woran denken Sie beim Begriff Vertrauen?

Peter Gugger: Vertrauen erlebe ich oft in Form von gegenseitigem Respekt, gemeinsamem Wahrnehmen und Zuhören. Es ist schön, eine gemeinsame Vertrauensbasis zu haben. Sie hilft, eine hohe Lebensqualität zu erreichen. Von daher messe ich dem Vertrauen einen sehr hohen Stellenwert bei.

Wie stellt sich bei Ihnen ein Vertrauensverhältnis ein?

Ich bin eine ungeniebig neugierige Person. Daher schenke ich grundsätzlich rasch sehr viel Vertrauen, sozusagen à fonds perdu.

Und damit fahren Sie gut?

Ja. Selbst wenn ich zurückblicke, muss ich eine positive Bilanz ziehen. Natürlich habe ich auch Negatives erfahren, aber ich durfte mit dieser Haltung, die sehr stark in mir verwurzelt ist, vieles erleben, was mir vielleicht ohne sie nicht möglich gewesen wäre. Ich durfte vielfältigste Verhaltensweisen, Vorurteile, Einschätzungen, Werthaltungen oder Wahrnehmungen kennen lernen. Und damit sicherlich auch Einblicke erhalten in das, was ich Selbstvertrauen nennen könnte.

Wie meinen Sie das?

Das Gegenüber reagiert auf mein Vertrauen, das ich ihm entgegenbringe. Diese Reaktion erlaubt mir gewisse Hinweise darauf zu erhalten, wie diese Person selbst mit Vertrauen beziehungsweise Selbstvertrauen umgeht – für mich als neugierige Person unglaublich spannend.



Peter Gugger hat in Zürich eine eigene Praxis für Arbeitspsychologie. Aufgewachsen in Basel, hat er nach einer Lehre als Hochbauzeichner die Ausbildung zum Bauführer absolviert. Ende der sechziger Jahre studierte er Psychologie am IAP in Zürich und liess sich zum Berufsberater ausbilden. Es folgten Weiterbildungen in Coaching, Supervision, Rehabilitations-, Neuro- und aktuell in Notfallpsychologie. Seine beruflichen Stationen führten ihn in soziale Institutionen, in Spitäler, Kliniken und IV-Stellen. Von sich sagt er, dass er immer aktiv sei, auch in der Freizeit. Er malt, trommelt, joggt, geht auf Entdeckungsreisen, kümmert sich um genossenschaftliche Wohnbauprojekte und liebt gute Architektur. www.apraxis.ch, peter.gugger@apraxis.ch

Setzt das Vermögen, Vertrauen zu schenken, Selbstvertrauen voraus?

Es ist sicher von Vorteil, wenn man ein gewisses Selbstvertrauen besitzt. Ist es darüber hinaus auch stabil, dann sollte man sich vor allem anderen dankbar und glücklich fühlen.

Wie steht es denn um Ihr Selbstvertrauen?

(lachend) ... Das ist schwierig. Mich hat auch schon einiges vom Hocker gehauen. Aber ich denke, dass ich ein gesundes Selbstvertrauen besitze.

Beruhet diese Einschätzung auf einem Fremd- oder dem Selbstbild?

Sowohl als auch. Im Laufe meines Lebens habe ich die Puzzleteile von mir etwas zusammenbringen können.

Ist das Puzzle fertig?

Nein, überhaupt nicht. Es geht neugierig weiter.

Fremdbilder, die ausgesprochen werden, können auch mal wehtun, vor allem wenn sie sensible Aspekte betreffen. Wie gehen Sie mit fremden Einschätzungen über Sie um, die nicht gerade schmeichelhaft sind?

Da habe ich sicherlich einen Prozess durchgemacht im Laufe meines Lebens und auch dank meiner Arbeit mit Menschen. Ich habe gelernt, auszuhalten und einfach anzunehmen. Früher war ich viel impulsiver, heute reagiere ich nicht unmittelbar.

Wie machen Sie das denn: aushalten?

Ich frage mich, wie diese Person zu dieser Einschätzung gekommen ist. Diese Gedanken helfen mir, die Sache aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Und ganz wichtig, auch eigene Vorurteile gründlich zu reflektieren. Eigentlich gebe ich mir damit eine Chance, Neues über mich zu lernen und aus Kritiken Nutzen zu zie-

Peter Gugger, Arbeitspsychologe, SBAP.-Vorstandsmitglied

hen. Dieses Aushalten ist heute sozusagen ein Automatismus. Es geht von selbst, ohne dass ich dieses Aushalten abrufen müsste. Aber wie gesagt: Das war ein Lernprozess, der sich über Jahre erstreckte und noch nicht abgeschlossen ist.

Um den Bogen zu schliessen: Sind Sie auch deshalb vertrauensseliger geworden?

Ja. Neben meiner Neugier ist dies sicherlich das zweite bestimmende Element, das mir erlaubt, Vertrauen à fonds perdu zu schenken.

Wie reagieren Sie auf einen Vertrauensbruch?

Im ersten Moment mit Wut, dann mit Trauer. Wenn es die Situation zulässt, gehe ich trommeln oder joggen, um die Aggression loszuwerden. Dann beginnt die Analyse der Situation. Auch hier geht es darum, diese Situation auszuhalten und in Ruhe zu hinterfragen.

Sind Sie ein glücklicher Mensch?

Ich stamme aus sehr einfachen Verhältnissen und habe einen eher ungewöhnlichen Weg hinter mir. Ich habe in der Baubranche begonnen und dann die Psychologie und die Beratung von Menschen kennen und schätzen gelernt. Arbeitshilfe, Rehabilitation, Invalidität, Case Management, Ausbildung, Coaching – alles Arbeitsgebiete, in denen ich tätig war und heute zuweilen noch bin. Ich darf heute tun, was mir Lebendigkeit und Sinn gibt und mich finanziell unabhängig macht. Ein grosses Privileg, das zweifellos glücklich macht.

Seit knapp acht Jahren haben Sie eine eigene Praxis für Arbeitspsychologie. Wer kommt zu Ihnen in die Beratung?

Meine KlientInnen sind ganz unterschiedlich. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich beruflich weiterentwickeln oder gewisse eigene Handlungsweisen ändern wollen. Das geht von der Angestellten, die mit ihrem Job nicht mehr zufrieden ist, bis zum Direktor, der mit seinen Mitarbeitenden zusehends Mühe bekundet. Es geht also vor allem um Coachingfragen. Im

Mittelpunkt steht die Frage, wie sie gewisse Handlungsmuster verändern, ergänzen oder austauschen können. Die Frage nach dem Wie ist zentral, im Hinblick, finale Perspektiven zu entwickeln, nicht nach dem Warum. Berufsberatungen im engen Sinn sind eher in den Hintergrund getreten.

Sie machen auch Supervisionen. Unterscheidet sich diese Arbeit von der Beratung Ihrer KlientInnen?

Da ich es mit Fachpersonen zu tun habe, entwickelt sich eine andere Diskussion. Die Zielsetzung ist auch eine andere. Dennoch muss ich auch dort eine Vertrauensbasis schaffen.

Sie bereiten sich minutiös vor. Ein Geheimnis Ihrer Arbeit?

Je besser ich vorbereitet bin, desto variabler kann ich handeln. Darum ist eine gründliche Vorbereitung sehr wichtig für mich und das Coaching. Meine Erfahrungen und mein Wissen fliessen dadurch viel konkreter ein.

Auch zu Fehlern haben Sie eine spezielle Haltung ...

... uns mangelt es an einer Fehlerkultur. Wir sind Menschen, die Fehler machen und daraus lernen können.

Wir sind keine Roboter, die fehlerlos ihr Programm abspulen. Denken Sie an unser Schulsystem, das sich stark der Fehlerahndung widmet und Persönlichkeiten in starre Strukturen zwingt. Dies hat Verunsicherung zur Folge, wichtiges Zutrauen geht verloren. Oder denken Sie an ein Studium: enge Strukturen, Orientierung an unmittelbaren Bedürfnissen, hohe Prüfungsdichte, hohes Tempo. Da kommt die Persönlichkeitsentwicklung regelmässig zu kurz.

Im Hochschulbereich hat sich aber auch vieles verändert.

Auf jeden Fall. Zum Beispiel hat sich die Qualität der Lehre stark verbessert. Lehrpersonen sind heute sehr gut vorbereitet und in der Regel jünger als früher und deshalb auch näher bei den Studierenden. Was fehlt, ist eine gewisse Narrenfreiheit, die es Studierenden erlaubte, Verschiedenes auszuprobieren, an Fragestellungen zu wachsen, neue Wege zu gehen. Studierende müssen heute bereits in der Mitte des Studiums die Weiche für ihre spätere Berufsarbeit stellen. Das engt die eigene Entwicklung doch ein.

Interview: Claudio Moro

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Osterloh, M. / A. Weibel:

Investition Vertrauen

Prozesse der Vertrauensentwicklung in Organisationen

2006. 314 S., Abb., geb., ca. CHF 68.50 (Gabler) 978-3-409-12665-6

Das vorliegende Buch zeigt Wege zum Aufbau und zur Wiedererlangung des Vertrauens in Unternehmen auf der Grundlage neuer Erkenntnisse der verhaltenswissenschaftlichen Managementlehre, der Sozialpsychologie sowie der psychologischen Ökonomik.

Potreck-Rose, F. / G. Jacob:

Selbstzuwendung, Selbstakzeptanz, Selbstvertrauen

Psychotherapeutische Interventionen zum Aufbau von Selbstwertgefühl

3. Aufl. 2006. 239 S., kart., ca. CHF 44.10 (Klett-Cotta) 978-3-608-89016-7

Das Buch unterstützt Psychotherapeuten dabei, ihren Klienten zu einer stabilen Basis ihrer Selbsterfahrung und ihres Selbstwirksamkeitsgefühls zu verhelfen.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Vorstandsnews

Rücktritt von Mariann Holti

Mariann Holti gibt, wie bereits an der GV 08 angekündigt, das Ressort Erziehungs- und Schulpsychologie an der GV 09 ab.

Wir danken Mariann Holti für ihr grosses Engagement. Sie hat während ihrer Zeit im Vorstand unzählige Anfragen im Rahmen unserer Inhaltspartnerschaft mit dem Elternmagazin «Fritz und Fränzi» beantwortet. Jederzeit war sie bereit, der Presse kompetent Red und Antwort zu stehen. Im Vorstand werden wir ihr aufgestelltes, fröhliches Wesen sehr vermissen! Wir gönnen ihr jedoch das verdiente «Leisertreten» von Herzen und wünschen ihr alles Gute.

Ernst Schieler, Fachpsychologe SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie, speziell Neuropsychologie, hat sich bereit erklärt, die Nachfolge von Mariann Holti anzutreten.

Ernst Schieler hat während vieler Jahre als leitender Psychologe auf der Aussenstation des Kinderspitals in Affoltern a. A. gewirkt und ist nun neu im Schulpsychologischen Dienst der Stadt Zürich tätig.

Wir gratulieren unserem Mitglied *Silvia Deplazes* zum Erfolg: Das Departement für Angewandte Psychologie hat die Co-Leitungsstelle des Bachelor-Master-Studienganges mit ihr besetzt. Wir gratulieren den Verantwortlichen zur Wahl, und Silvia Deplazes wünschen wir viel Erfolg!

In eigener Sache

Eine Administration oder Datenbank ist nur so gut, wie sie aktuell ist. Wir bitten Sie daher, uns Ihre korrekte E-Mail-Adresse zu melden oder mit Ihrem persönlichen Login selbst einzugeben und/oder zu korrigieren.

So bleiben Sie einerseits immer auf dem Laufenden und helfen uns andererseits, Kosten zu sparen.

Herzlichen Dank!

Ihr SBAP. -Team

Alumni

Das Departement für Angewandte Psychologie und der SBAP. haben eine Vereinbarung unterzeichnet, die den Aufbau der von der ZHAW geforderten Organisation regelt. Das Departement stellt fest, dass der SBAP. im Rahmen seiner Verbandstätigkeit ideale Voraussetzungen hat, um die Funktion eines Verbindungsglieds zwischen den Alumni und dem Departement auszuüben.

Der SBAP. ist vom Departement beauftragt worden, eine Organisation für Alumni aufzubauen und zu betreiben, welche die berufliche, die fachspezifische und die soziale Verbindung mit seinen Alumni aufrechterhält und vertieft.

Der SBAP. richtet ein zusätzliches Verbandsressort ein, das die spezifischen Belange der Alumni bearbeitet. Der Vorstand plant, eine Arbeitsgruppe einzusetzen, die sich den alumnispezifischen Themen annimmt. Das Departement wird darin Einsitz nehmen.

Der Vorstand freut sich über das uns entgegengebrachte Vertrauen sehr und wird den Aufbau 2009 in Angriff nehmen.

19. Mai 2009, 18 Uhr:

Crash-Kurs mit Bruno Jenny

Reservieren Sie sich dieses Datum unbedingt! Der Autor des Grundlagenwerkes «Projektmanagement – Das Wissen für den Profi», das im VDF Verlag soeben erschienen ist, wird uns nicht nur über weiche und harte Faktoren aufklären. Diese Veranstaltung wird PsychologInnen jeglicher Fachrichtungen ansprechen. Wer hat nicht selbst Projekte auszuführen oder mit Menschen zu tun, die Projektleiter sind oder über Projekt- oder Change-management sprechen?

Es besteht die Möglichkeit, das Buch an der Veranstaltung zu Spezialkonditionen zu erwerben.

<http://www.vdf.ethz.ch/>

Ort: Departement AP, Merkurstrasse 43, 8032 Zürich

Datum: 19. Mai 2009, 18 Uhr Vortrag, 19.30 Uhr Apéro.

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt, deshalb ist die Anmeldung unerlässlich.

Anmeldung bis 30. April 2009 an die Geschäftsstelle SBAP. info@sbap.ch oder Tel. 043 268 04 05.

Neues aus dem Departement Angewandte Psychologie

SVB-Studiengänger erfüllen die formale Zulassung zum BSc-Studiengang in AP. Zusätzlich muss die ordentliche Eignungsprüfung bestanden werden. Ab 2010 wird ein ordentliches, zehensemestriges BSc-Teilzeitstudium mit Freitag- und Samstagunterricht gestartet. Dieses nimmt auf die SVB-Studiengänger Rücksicht und ermöglicht eine Nachqualifizierung während fünf, sechs Semestern.

Die drei Vertiefungsrichtungen sind neu:

- Arbeits- und Organisationspsychologie,
- Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie,
- Klinische Psychologie.

www.sbap.ch

Neu auf unserer Website findet sich im Login-Bereich für Mitglieder die Rubrik «Marktplatz». Hier können Praxisräume, Testmaterialien und Fachliteratur gratis angeboten werden.

Es finden sich bereits jetzt attraktive Angebote!

FHNW

Der Direktor Angewandte Psychologie an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Prof. Dr. Josef Stalder, geht in Pension. Seine Nachfolge tritt am 1.10.09 Prof. Dr. phil. Heinz Schüpbach (57) an.

www.psychologie.uni.freiburg.de/abteilungen/AundO.Psychologie/teamseite/hsw

FH-SCHWEIZ-Lohnstudie

Die FH SCHWEIZ führt im Frühling 2009 eine Lohnstudie durch. In Zusammenarbeit mit dem SBAP. konnte der Befragungsbogen den speziellen Bedürfnissen der PsychologInnen angepasst werden. Wir bitten Sie, bei der Umfrage mitzumachen, damit wir möglichst aussagekräftige Daten eruieren können. Vielen Dank!

Heidi Aeschlimann

Die Rolle des BBT oder über die Mühen, dass altrechtliche Dipl.-Psych.-FH- zu Mastertiteln werden

Am 1. Dezember 2005 hat die Schweizerische Universitätskonferenz (SUK) die Gleichwertigkeit zwischen den alten universitären Erstabschlüssen (Lizentiat/Diplom) und den neuen Mastertiteln anerkannt. Diese Bestimmung ist am 1. Februar 2006 in Kraft getreten.

Eine unbürokratische und pragmatische Lösung, von der wir nur träumen können. Denn seither kämpft der SBAP. um eine «gleichwertige Behandlung» des Anliegens. Wir gehen nun ins vierte Kampfbjahr! Dies,

- obwohl das Departement Angewandte Psychologie die Äquivalenz attestiert,
- obwohl die Gesundheitsgesetzgebung schon längst die Äquivalenz von universitärer und FH-Grundausbildung Psychologie praktiziert,
- obwohl in der Praxis längst universitäre und FH-PsychologInnen im selben Berufsfeld arbeiten und
- obwohl ein Anrecht besteht, dass sich altrechtliche Titel in der Bologna-Terminologie ausdrücken können. Wir können dies nicht, denn wir sind keine Bachelors!

Unsere «Verbündeten» sind, neben der Schule, einige Politiker. Diesen haben wir zu verdanken, dass wir unserem Anliegen in der Weiterbildungskommission des Ständerates Gehör verschaffen konnten. Dort hat SR *Felix Gutzwiller* sich dahin gehend geäußert, dass das Problem bekannt sei und gelöst werden müsse. Er wünschte, dass das Problem *vordringlich* gelöst wird.

Unsere «Feinde» sind auffälligerweise alle Akademiker, die sogenannte FH-Interessen vertreten. Angefangen bei der Direktorin des BBT, *Ursula Renold*. Sie vertrat die Meinung, dass eine Lösung sowieso erst nach der Vergabe der ersten Mastertitel im FH-Bereich möglich sei. Es findet sich nirgends ein Dekret oder ein Gesetz, dass dem so sein soll. Bis anhin ist mir jedenfalls die Verwaltung diesen Nachweis schuldig geblieben.

Ein anderer FH-Würdenträger und -Akademiker vertrat die hanebüchene

Meinung, dass die Fachhochschulen nicht den gleichen Titelschwindel machen müssten wie die Universitäten. Welch ein Zynismus!

Die Frage sei erlaubt, ob das BBT und die KFH (Rektorenkonferenz der FH; in fester Hand von Akademikern) unsere Anliegen anders beurteilen würden, wenn es nicht um 90 Prozent weibliche Titelträger ginge?!

Der SBAP. hat politisch Druck aufgebaut. Ich zitiere den für die FH zuständigen Juristen des BBT. Am 13. (soll eine Glückszahl sein) Januar 2009 pilgerten denn auch der Direktor des Departements Angewandte Psychologie, RA *Beat Messerli* und die Präsidentin SBAP. erwartungsfroh zu einer Sitzung ins BBT. Ebenfalls anwesend war der Vertreter der KFH, ein universitärer Psychologe. Obschon längst alle Fakten auf dem Tisch sind, soll eine Arbeitsgruppe gegründet werden. Ein probates Mittel, um die unbequemen Geister zu beschäftigen!

Und frühestens 2010 – wie das BBT uns versichert – wird eine normative Regelung in Sicht sein.

In der Zwischenzeit kämpfen dipl. Psych. FH, die ihren Titel nicht in der Bologna-Terminologie ausdrücken können, darum,

- dass sie ihren Lehrauftrag nicht verlieren,
- dass sie als Erziehungsberater angestellt werden können,
- dass sie im Ausland arbeiten können und
- dass sie bei Bewerbungen nicht benachteiligt werden.

Fazit: Verkehrte Welt! Die forschungsorientierten Universitätsrektoren fanden längst eine praxisorientierte Lösung.

Die SBAP.-Praxisstudie – eine Erfolgsgeschichte!

Unter der Leitung von Prof. Dr. *Hugo Grünwald* (ZHAW Departement Angewandte Psychologie) wurde eine Effectiveness-Studie mit einem Pre-post-Design unter naturalistischen Bedingungen durchgeführt. Die dieser Studie zugrunde liegenden Daten wurden zwischen 2003 und 2006 ausschliesslich unter SBAP.-PsychotherapeutInnen und ihren KlientInnen ge-

Berufspolitische News

sammelt. Da es sich bei den SBAP.-PsychotherapeutInnen um Fachpersonen mit einem Psychologie-Grundstudium handelt, bildet die Untersuchung sehr gut die psychologische Psychotherapie ab.

Nun sind die Untersuchungsergebnisse in der Fachzeitschrift «Psychotherapie – Psychosomatik – Medizinische Psychologie» veröffentlicht worden (Hugo S. Grünwald et al.: Ergebnisqualität methodenübergreifender ambulanter Psychotherapie – Eine Wirksamkeitsstudie in der deutschsprachigen Schweiz. *Psychother Psych Med*, 2008; 58: 387–394). <http://www.thieme-connect.de/ejournals>

Die umfassende, multidimensionale Analyse hat eine generelle Wirksamkeit methodenübergreifender ambulanter Psychotherapie im Einzelsetting für ein breites Spektrum psychischer Erkrankungen ergeben: Sowohl auf der Symptomebene, auf der Ebene von Veränderungen im Beziehungskontext als auch hinsichtlich Verbesserungen der Lebensqualität wurden mittlere bis hohe Effektstärken gemessen.

Interessierten Kreisen stellen wir die Studienresultate gerne zur Verfügung. Melden Sie sich auf der Geschäftsstelle SBAP.!

BSV kündigt dem SPV vorsorglich den Tarifvertrag

Das BSV hat, nachdem der SPV seine Statuten geändert (<http://www.sbap.ch/aktivitaeten/politik.php>) und die Stichprobe bei neu gemeldeten SPV-Mitgliedern ergeben hatte, dass die Vertragsbedingungen nicht eingehalten wurden, den «IV-Vertrag» vorsorglich auf den 30. Juni 2009 gekündigt. Der SPV wurde aufgefordert, alle ab 1. April 2007 gemeldeten PsychotherapeutInnen SPV auf die Vertragsbedingungen hin zu überprüfen, das heisst, dass diese den Nachweis des Hochschulstudiums in Psychologie nachzuliefern haben. Danach wird das BSV den SPV zu einem Gespräch einladen, um die Sachlage zu klären. Erst danach wird entschieden, ob das Vertragsverhältnis zwischen dem SPV und dem BSV weitergeführt werden soll.

Heidi Aeschlimann

Berufspolitische News

Das HAP-Fest wird zur WAHZ-uP-Party

Am 8. November 2008 fand in der Labor Bar das grosse ZHAW-P Fest (HAP-Fest) statt. Ein blaues Sofa, 150 Gäste, 245 Preise – darunter 3 vom SBAP. gestiftete Preise (eine Jahresmitgliedschaft beim SBAP., ein **punktum.**-Jahresabo und fünf SBAP.-Notizblöcke) –, 21 Geburtstagsstorten sowie ein DJ trugen dazu bei, dass das Fest zur richtigen Party wurde.

Höhepunkt des Abends war der Wettbewerb zur Namensfindung. Zahlreiche Vorschläge machten es dem Selektionskomitee nicht ganz einfach, eine Vorauswahl zu treffen. Zum Schluss standen folgende Namen zur Wahl: *Couch or Dance*, *Psychochine* und *WAHZ-uP*. Das Publikum entschied sich mit lautem Getöse für *WAHZ-uP*, eingereicht von *Jutta Stahl*, IAP-Mitarbeiterin und Dozentin am ZHAW-P. Sie war leider nicht anwesend und konnte somit den ersten Preis, zwei Tickets für das Musical «Ewigi Liebi» sowie zwei Übernachtungen für zwei Personen im City Partner Hotel in Heidelberg, nicht persönlich entgegennehmen. Die Taufe und der erste Geburtstag wurden gebührend gefeiert, und manche tanzten bis in die frühen Morgenstunden hinein.

Somit ist es offiziell: Wir haben das HAP-Fest verabschiedet und begrüßen 2009 die erste *WAHZ-uP-Party*. Mögen zahlreiche weitere Partys folgen und die *WAHZ-uP* einen festen Platz im Kalender der Psychologiestudierenden, Dozierenden und Ehemaligen der ZHAW finden.

Olivier Favre, Heloisa Martino

Fachpsychologische Unterstützung bei Gruppenbehandlungen für Übergewichtige Kinder und Jugendliche: seit 2007 kassenpflichtig!

Seit 2007 sind multiprofessionelle Therapien für adipöse oder Übergewichtige Kinder und Jugendliche kassenpflichtig. Der Bund hat letztes Jahr beschlossen, dass spezifische Gruppenprogramme zur Behandlung von Adipositas sowie Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen während

fünf Jahren von den Krankenkassen finanziert werden müssen – mit bis zu 4200 Franken jährlich pro Programm. Die Zulassung eines neuen Programms setzt dessen Zertifizierung durch eine Fachkommission voraus. Zertifiziert und somit leistungspflichtig werden nur ärztlich geleitete Gruppenprogramme, die überwiegend in Gruppen durchgeführt werden und neben der medizinischen Unterstützung Bewegungstherapie, Ernährungslehre sowie fachpsychologische Beratung umfassen. Die PsychotherapeutInnen müssen hierbei die Tarmed-Bestimmungen bezüglich nicht-ärztlicher Leistungen – das heisst delegierter Psychotherapie – erfüllen. Weitere Einzelheiten dazu sowie zu Antragsstellung und Zertifizierung eines neuen Programmangebotes erfahren Sie auf www.santesuisse.ch oder auf www.sbap.ch > *Fachrichtungen* > *Klinische Psychologie* > *Delegierte Psychotherapie*.

Mehr Wiedereintritte von PsychiatriepatientInnen

Im 2008 liess das Schweizerische Gesundheitsobservatorium Obsan die Entwicklung in der stationären psychiatrischen Versorgung in der Schweiz untersuchen. Im Folgenden einige der wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung:

– Seit 2002 hat die Zahl der Behandlungen im Vergleich zur Anzahl Eintritte in die stationäre Behandlung um 9,3 Prozent zugenommen. Im Gegensatz dazu ist die Anzahl behandelte PatientInnen im selben Zeitraum konstant geblieben, bei rund 50 000 Personen pro Jahr. Wie lassen sich diese widersprüchlichen Befunde erklären? Gemäss den Obsan-ExpertInnen ist diese Entwicklung – mehr Psychiatriefälle bei konstanter Anzahl PatientInnen – auf einen deutlichen Anstieg der Wiedereintritte zurückzuführen. Diese Erklärung wird dadurch untermauert, dass die Anzahl der Wiedereintritte um satte 30 Prozent zugenommen hat, gleichzeitig haben aber die Aufenthaltsdauern abgenommen. Die von Obsan befragten Fachpersonen sehen den Grund dafür mehrheitlich

in einer besseren Vernetzung der verschiedenen Angebote, was wiederum Behandlungen ermöglicht, die den spezifischen Bedürfnissen einzelner PatientInnen besser angepasst sind.

- Auch wenn sich die Behandlungsmöglichkeiten offenbar gebessert haben, so hat sich die soziale Integration psychiatrischer PatientInnen in den letzten Jahren verschlechtert. Dies verdeutlichen Zahlen hinsichtlich Erwerbsstatus. Im Untersuchungszeitraum ist zum Beispiel der Anteil der in Voll- und Teilzeit arbeitenden Betroffenen von 26,4 auf 20,6 Prozent gesunken.
- Bei einer kleinen Anzahl betroffener PatientInnen kann von einer «Dreh-türpsychiatrie» ausgegangen werden: Sie werden offenbar zu früh entlassen, treten aber wieder ein. Um dies zu vermeiden, empfehlen die Fachpersonen die Bereitstellung spezifischer Angebote, die für diese Patientengruppe besser zugeschnitten sind. Ferner wird empfohlen, dass die Zusammenarbeit und Koordination zwischen ambulanten und stationären Angeboten ausgebaut werden, zugunsten der – für die Betroffenen wichtige – Kontinuität der Patientenbetreuung.
- Was sich auf die Behandlungsqualität insgesamt negativ auswirken kann, sind für die ExpertInnen der zunehmende Kostendruck beziehungsweise Sparmassnahmen einerseits, der Nachwuchsmangel und die Personalknappheit andererseits.
- Depression bleibt weiterhin die häufigste Diagnose in der stationären Psychiatrie – sie macht 21 Prozent aller Diagnosen aus. Alkoholmissbrauch (16 Prozent), Schizophrenie (9) und Probleme infolge missbräuchlichen Konsums von Substanzen wie Cannabis, Kokain oder Schlafmitteln (9) sind weitere, nach Depression ebenfalls häufige Diagnosen.

Infos: heloisa.martino@sbap.ch.

Nationaler Gesundheitsbericht 2008: Mens sana in corpore sano?

Wie gesund ist die Schweiz? Dieser Frage geht das Schweizerische Ge-

sundheitsobservatorium Obsan im Auftrag von Bund und Kantonen von Zeit zu Zeit nach. Die aktuellste Ausgabe seines «Nationalen Gesundheitsberichtes» liegt nun vor. Erstmals wird die öffentliche Gesundheit anhand sogenannter Gesundheitsdeterminanten wie des Status, des Einkommens, des Bildungsgrades, der sozialen Ressourcen, des familiären und sozialen Umfeldes beschrieben. Dies ist deshalb ein wertvoller Ansatz, weil damit Zusammenhänge zwischen Gesundheit und gesamtgesellschaftlichen Einflussfaktoren untersucht und, darauf basierend, auf neue Richtungen in der Gesundheitspolitik hingewiesen werden kann.

Dementsprechend sammelt der Bericht nicht lediglich Daten, sondern bietet detaillierte Analysen des Gesundheitszustandes in den unterschiedlichen sozioökonomischen Gruppen, über die gesamte Lebensspanne hinweg. Durchleuchtet werden auch die mit diesen Gegebenheiten einhergehenden Folgen für das physische und psychische Wohlergehen.

Die gute Nachricht vorweg: Grundsätzlich geht es den SchweizerInnen gesundheitlich gut; und bei Krankheit kommen sie in den Genuss einer Versorgung, die gut ausgebaut ist und als qualitativ hoch stehend bezeichnet werden kann.

Viele andere Ergebnisse sind indes weniger erfreulich:

- Psychische Krankheiten sind in der Schweiz weit verbreitet. Etwa die Hälfte der Bevölkerung leidet mindestens einmal im Leben unter einer psychischen Störung, vor allem an einer Depression, einer Angststörung oder an Substanzabhängigkeiten. Die Jahres-Inzidenz von 25 bis 30 Prozent deutet auf eine stetige Zunahme der Anzahl Betroffener hin.
- Der Bildung wird im Bericht besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Einfluss von Bildung – als einer der wichtigsten sozioökonomischen Determinanten auf die Gesundheit – ist in der Schweiz nicht anders, als dieser aus internationalen Studien längst bekannt ist: je niedriger der Bildungsstand, desto schlechter der

Gesundheitszustand, sowohl physisch als psychisch. Ein tiefer Bildungsgrad führt eher zu Übergewicht, Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Lungenkrebs als ein höherer. Da die Erwerbs- und die finanzielle Situation grösstenteils durch Bildung determiniert werden, haben Menschen mit bildungsfernerem Hintergrund schlechtere berufliche Perspektiven, mehr wirtschaftliche Schwierigkeiten und psychosozialen Stress.

- Von Gesundheitsproblemen überdurchschnittlich betroffen sind MigrantInnen, ältere Menschen mit finanziellen Schwierigkeiten sowie Alleinerziehende und ihre Kinder. Gerade Letzteres ist umso besorgniserregender, als die Analyse verdeutlicht, wie entscheidend gerade in der Kindheit und Jugend Zuwendung, Förderung und Sicherheit sind für die psychosoziale und physische Gesundheit im gesamten späteren Lebensverlauf. Die Gesundheitsprobleme werden somit von Generation zu Generation «weitervererbt» – nicht nur über die Gene, sondern auch sozial.
- Gerade auch diese sozioökonomisch benachteiligten Bevölkerungsgruppen werden am schlechtesten durch Präventionsmassnahmen erreicht, was – insbesondere bei MigrantInnen – etwa mit Verständigungsproblemen zu tun hat, aber auch damit, dass viele Präventionsleistungen (Mammografie, medizinische Spezialleistungen usw.) nur teilweise oder gar nicht über die Grundversicherung abgerechnet werden, sondern über Zusatzversicherungen, die sich Minderbemittelte meistens nicht leisten können. (Übrigens findet eine weitere Benachteiligung, die im Bericht unerwähnt bleibt, im Bereich der Psychotherapie statt, die nur im Zusatzversicherungsbereich abgerechnet wird. Ausgerechnet den sozial benachteiligten Gruppen, die das höchste Risiko für psychische Erkrankungen tragen, wird der Zugang zu einer optimalen nichtärztlichen psychotherapeutischen Behandlung erschwert).

Berufspolitische News

- Ebenfalls mangelhaft ist die ländliche psychiatrische Versorgung, denn PsychiaterInnen gehören zu den FachärztInnen, die vornehmlich in städtischen Zentren praktizieren.
- Neben geringem Bildungsstand und Einkommen sowie Arbeitslosigkeit erhöhen soziale Aspekte wie Partnerlosigkeit und fehlende soziale Unterstützung das Risiko, an einer psychischen Störung zu erkranken. Bei Vorhandensein mehrerer Risikofaktoren wird die Erkrankungsgefahr potenziert.
- Ein zentrales Problem im Bereich psychischer Gesundheit bleibt indes laut den Autoren die noch «enorme und tief verwurzelte» Stigmatisierung psychisch Erkrankter. Ihrer Ansicht nach mangelt es in der Schweiz an einem «nachhaltigen Vorgehen, das ein Bewusstsein für die zentrale Bedeutung psychischer Gesundheit schafft».

Die Autoren ziehen aus der Analyse unter anderem folgende Schlussfolgerungen: Eine der wichtigsten Herausforderungen für die Schweizer Gesundheit ist die zu erwartende Verstärkung der Inanspruchnahme medizinischer und pflegerischer Leistungen, insbesondere infolge des demografischen Wandels in einer alternenden Gesellschaft. Des Weiteren stellt für sie der Anstieg psychischer Störungen (aber auch chronischer Krankheiten) das Schweizer Gesundheitssystem vor eine grosse Herausforderung.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass soziale Gesundheitsdeterminanten mindestens so bedeutsam sind wie das individuelle Verhalten, schlagen die Autoren vor, der Verhältnis-Prävention relativ zur Verhaltens-Prävention stärkere Bedeutung beizumessen, als dies bislang in der Schweiz der Fall war.

Zudem legen die untersuchten Zusammenhänge zwischen sozialen Faktoren und Gesundheit nahe, dass bei der Lösung vieler Gesundheitsprobleme nicht nur die Gesundheitspolitiker, sondern auch die Politiker diverser anderer Bereiche (Wirtschaft, Soziales, Familie usw.) gefordert sind und sich – Hand in Hand – für die Besserung

Berufspolitische News

der Gesundheit in der Schweiz engagieren sollten. Konkret: Eine multisektorale Gesundheitspolitik ist nötig. Den Bericht «Gesundheit in der Schweiz 2008» finden Sie zum Herunterladen unter:

www.obsan.ch > Publikationen.

Infos: heloisa.martino@sbap.ch



Nationale Psychoonkologie-Fachtagung 2008

Am 20. November 2008 haben die Krebsliga Aargau und die Schweizerische Gesellschaft für Psycho-Onkologie (SGPO) zur Nationalen Psychoonkologie-Fachtagung 2008 eingeladen. Sachverständige und Professionelle tauschten sich über die «Grenzen und Möglichkeiten in der Psychoonkologie» aus.

Eines der zentralen Ziele der Veranstalter, nämlich die Vernetzung innerhalb der Psychoonkologie zu fördern, wurde gut erreicht: 400 Experten und in der Psychoonkologie Tätige haben mit ihrer engagierten Teilnahme einen Beitrag dazu geleistet. Die Teilnehmenden konnten sich auf den aktuellen wissenschaftlichen und gesundheitspolitischen Stand in diesem Bereich bringen und sich im Rahmen zweier parallel laufender Symposien in die psychoonkologischen Möglichkeiten für Krebsbetroffene respektive für deren Angehörige vertiefen. Ferner

standen sechs Workshops zur Auswahl, die dem intensiven Erfahrung- und Wissensaustausch zu konkreten Fragestellungen dienten – etwa der von SBAP-Mitglied *Martina Kainz* geleitete Workshop über das «Überleben in der Isolation», in dem sie vor dem Hintergrund ihrer langjährigen Erfahrung als Psychologin in einer Isolationsstation für Knochenmarktransplantationen über ihre Arbeit mit PatientInnen berichtete.

Ausgangspunkt der Veranstaltung war das «Nationale Krebsprogramm 2005–10» des Bundes, welches die Förderung psychosozialer Massnahmen für Betroffene und Angehörige zum Schwerpunkt hat. Dass in diesem Bereich Handlungsbedarf besteht, verdeutlicht die Statistik zur Verbreitung von Krebs in der Schweiz, die Prof. *Thomas Cerny*, Präsident der Krebsliga Schweiz, präsentierte: Krebs ist nicht nur die häufigste Todesursache in der Altersgruppe der bis 75-Jährigen, sondern weist mit zunehmenden Alter der Betroffenen eine steigende Inzidenz auf. Gemäss aktuellem Wissensstand werde künftig die Mortalität infolge einer Krebserkrankung, trotz verbesserten Behandlungsmöglichkeiten, ansteigen. Was die psychoonkologische Versorgung betrifft, werde die Nachfrage danach kaum sinken, denn etwa 50 Prozent des Krebsbetroffenen entwickelten eine psychische Störung im Krankheitsverlauf. Wesentlich für eine gute psychoonkologische Versorgung ist laut Cerny die Generierung von evidenzbasiertem Wissen.

Auch der erste Gastreferent, Prof. *Alexander Kiss* von der Uni Basel, stellte das Nationale Krebsprogramm ins Zentrum seiner Ausführungen. Er unterzog das Programm einer kritischen Prüfung: Zum Beispiel werde darin der Begriff «psychosoziale Versorgung» derart breit gefasst, dass allerlei Angebote («von Sozialarbeit bis zu Familienstellungen») darunter subsumiert werden könnten. Eine klare Eingrenzung dieses Begriffs sei aber wichtig für die Optimierung psychoonkologischer Versorgung. Kiss wies auf weitere Probleme im Bereich der Psychoonkologie hin. So würden psy-



chische Störungen wie Depressionen – sehr verbreitet unter Krebsbetroffenen – überaus schlecht erkannt. Untersuchungen stellten eine Rate von 34 bis 44 Prozent an Fehldiagnosen fest. Ebenso mangelhaft sei die Kommunikation zwischen Arztpersonal und PatientInnen, wobei Kiss die Hauptgründe dafür in den fehlenden Ressourcen seitens des medizinischen Personals sowie der schwach ausgebauten Vernetzung der Fachleute ortete. Interessant und bedenklich zugleich: Laut Studien sind auch PsychotherapeutInnen nicht gegen Vorurteile gegenüber Krebsbetroffenen gefeit. Unter anderem glaubten befragte PsychotherapeutInnen, dass es einen kausalen Zusammenhang zwischen Krebsentstehung und psychischen Faktoren gebe. Kiss betont in diesem Zusammenhang, wie unerlässlich eine qualitativ hoch stehende Weiterbildung in Psychoonkologie und eine verbesserte Vernetzung der Fachleute sind, um die Schwächen in diesem Bereich abbauen zu können.

Im Symposium «Psychoonkologische Möglichkeiten für Angehörige» zog Prof. *Nina Heinrichs* von der Uni Bielefeld aus der bisherigen Forschung das Fazit: Viele psychoonkologischen Interventionen würden angeboten, wobei einige keine, andere starke Effekte vorwiesen – was diese Variabilität aber ausmache, sei noch unklar. Und: Die meisten Angebote ignorierten die interpersonalen Beziehungen der Betroffenen, die sowohl eine Ressource für die Behandlung von KrebspatientInnen bedeuteten – als auch ein Risiko. Angehörige von PatientInnen können sich nämlich sowohl als «Freunde» wie auch als «Feinde» des Betreuungspersonals erweisen, wie aus der eindrücklichen Schilderung von Pflegefachfrau *Elisabeth Wenger*

Neue Mitglieder

über die Zusammenarbeit zwischen Angehörigen und medizinischem Personal hervorging. Sie selbst hat diese Zusammenarbeit infolge der Krebserkrankung ihres Mannes erlebt. Für Wenger könne eine Krebsbehandlung nur dann erfolgreich sein, wenn die Angehörigen mitbetreut und gebührend unterstützt würden.

Den Teilnehmenden dieses Symposiums wurden auch neueste Ergebnisse der Untersuchung zur «Befindlichkeit von Kindern mit einem krebskranken Elternteil» (Referent: *Wim Nieuwenboom*, FHNW Olten) sowie aus der Aargauer Coping-Studie präsentiert, die sich mit der Rolle der PartnerInnen Krebsbetroffener befasste (Referent: *Alfred Künzler*, Kantonsspital Aarau). Nieuwenboom zeigte auf, dass in der Regel Kinder und Familienangehörige von Krebsbetroffenen die notwendigen Anpassungsleistungen durchaus erbringen können. Auf der anderen Seite sei es bei ungünstigem Krankheitsverlauf und weiteren familiären Belastungen wichtig, Anzeichen psychischer Leiden bei den Kindern früh zu erkennen und anzugehen, um späteren Schäden vorzubeugen. Die Aargauer Coping-Studie hatte als Untersuchungsgegenstand die psychischen Auswirkungen von Krebs und dessen Behandlung für PatientInnen als auch deren PartnerInnen; beide wurden nach ihrem Umgang mit der Krankheit befragt. Die Studie ergab, dass PartnerInnen von der Krankheit mitbetroffen sind, was die Risiken für die Entwicklung psychopathologischer, posttraumatischer Symptomatik, aber auch für die Reduktion von Lebensqualität angeht. Unterstützung sei für PatientInnen wie auch für deren PartnerInnen gleichermaßen wichtig.

Im Symposium «Psychoonkologische Möglichkeiten für Krebsbetroffene» betonte die Psychotherapeutin und SGPO-Präsidentin *Brigitta Wössmer*, dass nicht alle Krebsbetroffenen einer psychoonkologischen Therapie und/oder Beratung bedürften – aber bei Bedarf solle jeder Betroffene psychoonkologische Angebote in Anspruch nehmen dürfen, was leider gegenwärtig

Neue Mitglieder

Heidi Beeli-Lehner, Luzern
 Almavera Bohtz, Uster
 Christa Bretschger, Zürich
 Heide-Birgit Dechmann, Zürich
 Monika Egli-Schärer, Stäfa
 Elisabet Eisenhut-Brunner, Zuchwil
 Karin Eisler-Stehrenberger, Zürich
 David Eldred, Zürich
 Heidi Elmiger-Vetsch, Adligenswil
 Karina Eng, Erlinsbach
 Patricia Fent, Bronschhofen
 Lilo Fürer Stäuble, Kriens
 Charlotte Graf Urwyler, Bern
 Ita Grosz-Ganzoni, Zürich
 Renée Halter, Küsnacht
 Manuela Herrmann, Ottenbach
 Dorothee Heyder, Grabs
 Ursula Hoffmann, Zürich
 Dorothee Imboden Lanz, Bern
 Anna Ischu, Zürich
 Claudia Klaus, Zürich
 Regula Knellessen, Bülach
 Simone Kriesemer, Thalwil
 Irène Kummer, Zürich
 Karl Mäder, Zürich
 Brigitte Marti, Rothenburg
 Barbara Meier, Zürich
 Isabelle Rentsch, Zürich
 Miro Roth, Männedorf
 Stephan Salchli, Zürich
 Willy Vestner, St. Gallen
 Angelika Wieler, Zürich

Neue Studentenmitglieder

Sascha Büchel, Neuenhof
 Thomas Huber, Basel
 Manuela Kellenberger, Winterthur
 Katja Stauffacher, Zürich
 Claudia Stocker Nebel, Uster

Herzlich willkommen!

noch nicht der Fall sei. Anhand diverser Fallbeispiele stellte Wössmer die Standardversorgung von KrebspatientInnen mit psychosozialer Belastung anschaulich dar. Das Screening zur Feststellung von Belastungsausmass und -art sei deshalb zentral, weil die psychische Belastung sich auf Krankheitsbewältigung und Behandlungsmotivation auswirke. Ebenso nachgewiesen sei der Einfluss psychoonkologischer Betreuung auf die Le-

PsychotherapeutInnen SBAP.

Heidi Beeli-Lehner, Luzern
 Almavera Bohtz, Uster
 Christa Bretschger, Zürich
 Heide-Birgit Dechmann, Zürich
 Monika Egli-Schärer, Stäfa
 Elisabet Eisenhut-Brunner, Zuchwil
 Karin Eisler-Stehrenberger, Zürich
 David Eldred, Zürich
 Heidi Elmiger-Vetsch, Adligenswil
 Karina Eng, Erlinsbach
 Lilo Fürer Stäuble, Kriens
 Ita Grosz-Ganzoni, Zürich
 Renée Halter, Küsnacht
 Dorothee Heyder, Grabs
 Ursula Hoffmann, Zürich
 Dorothee Imboden Lanz, Bern
 Anna Ischu, Zürich
 Regula Knellessen, Bülach
 Simone Kriesemer, Thalwil
 Irène Kummer, Zürich
 Karl Mäder, Zürich
 Barbara Meier, Zürich
 Isabelle Rentsch, Zürich
 Miro Roth, Männedorf
 Stephan Salchli, Zürich
 Willy Vestner, St. Gallen
 Angelika Wieler, Zürich
 Cornelia Zink, Richterswil

Der SBAP. gratuliert!

bensqualität – was leider nicht für die Lebenszeit gilt. Der Waadtländer Arzt *Daniele Stagno* zeigte weitere Möglichkeiten für Betroffene auf, die den Umgang mit der krebsbedingten Belastung erleichtern (wie Selbsthilfegruppen), aber auch Linderung gewisser Krankheitsbeschwerden wie Übelkeit, Erschöpfungszustände bringen können (Akupunktur, Yoga, usw.).

Infos: heloisa.martino@sbap.ch

Heloisa Martino

Psychotherapie mit Krebspatienten

Peter Herschbach, Pia Heussner: Einführung in die psychoonkologische Behandlungspraxis

Die psychologische Versorgung von Krebspatienten ist heute nicht mehr nur ein Schlagwort, sondern ein zunehmend wichtiger Baustein im Behandlungsplan von Krebspatienten. Die Autoren, der Psychologe Peter Herschbach und die Medizinerin Pia Heussner, die beide an universitären Kliniken in München arbeiten, haben diesem Umstand in ihrem Buch Rechnung getragen. Entstanden ist es vor dem Hintergrund einer psychoonkologischen Fortbildungsveranstaltung, die erstmals 2005 in Bayern durchgeführt wurde.

Das Buch richtet sich in erster Linie an ÄrztInnen und PsychotherapeutInnen und soll ihnen die Voraussetzung vermitteln, um auf die speziellen Bedürfnisse von Krebspatienten eingehen zu können. Die Autoren wollen vor allem «für die Besonderheiten der Psychotherapie mit Krebspatienten sensibilisieren, aber auch ermutigen; die Therapieziele sind zwar andere als in der «herkömmlichen» Psychotherapie ..., die Wirkung der Behandlung und die Befriedigung durch die Arbeit sind aber keinesfalls geringer».

In den ersten vier Kapiteln werden die Besonderheiten der Psychotherapie bei Krebspatienten beschrieben, die medizinischen Grundlagen von Krebserkrankungen und deren Behandlung erklärt und auch wichtige Aspekte zum Stand der psychoonkologischen Forschung dargestellt. Hier erhält der Leser wichtige Hintergrundinformationen, die ihm den Einstieg in das Fachgebiet ermöglichen.

Ein besonderer Schwerpunkt wird der Psychodiagnostik in der Onkologie gewidmet. Deutlich wird, dass der Einsatz der psychiatrischen Diagnostik nach ICD problematisch ist. Daher werden diagnostische Verfahren, die teilweise von Peter Herschbach selbst entwickelt wurden und der speziellen Situation dieser Patientengruppe Rechnung tragen, vorgestellt. Die psychotherapeutischen Interventionen, die immer «die Unterstützung des Patienten bei der Bewältigung der Erkrankungs- und Behandlungsfolgen» zum Ziel haben, sind vielfältig: Neben der Gruppentherapie haben auch Paar-, aber auch längerfristige

Einzeltherapien ihren Platz. Was dabei speziell zu erwähnen ist: Die Autoren favorisieren keine der klassischen Therapieverfahren.

In weiteren Kapiteln geht es um Angst, Depression, Fatigue, Schmerz, Familie und nicht zuletzt um die psychoonkologische Begleitung am Ende des Lebens. Mit vielen Beispielen aus dem klinischen Alltag werden theoretische Überlegungen und Erklärungen illustriert und Behandlungsansätze veranschaulicht.

Fazit: ein sehr praxisbezogenes Buch, das in Kürze viel Information in anschaulicher Weise vermittelt, ein Muss für werdende PsychoonkologInnen und eine ermutigende Auffrischung für alle, die bereits Erfahrung haben in der Arbeit mit krebserkrankten Menschen.

Martina Kainz,
Psychotherapeutin SBAP.



Peter Herschbach, Pia Heussner: Einführung in die psychoonkologische Behandlungspraxis. Klett-Cotta, Stuttgart 2008, 207 Seiten, Fr. 47.50, ISBN 3-608-89071-8.

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Schweer, M. / T. Barbara:

Vertrauen als Organisationsprinzip

Perspektiven für komplexe soziale Systeme

2003. 157 S., 29 Abb., kart., ca. CHF 49.80 (Hans Huber)

978-3-456-83978-3

Dieses angesichts der Vertrauenskrise in der Wirtschaft hoch aktuelle Buch nennt die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit eine auf Vertrauen gegründete Organisation funktioniert.

Sprenger, R. K.:

Vertrauen führt

Worauf es im Unternehmen wirklich ankommt

3., durchges. Aufl. 2007. 192 S., geb., ca. CHF 44.– (Campus)

978-3-593-38502-0

Wer Vertrauen zum zentralen Führungsprinzip erklärt, muss Macht abgeben, auf Kontrolle verzichten. Nur wer Vertrauen als Führungsinstrument einsetzt, fördert die entscheidenden Wettbewerbsvorteile:

Kostenminimierung, Schnelligkeit, Innovation.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an : 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Perspektiven für Paare

Birgit Dechmann, Elisabeth Schlumpf: Lieben ein Leben lang

Das Buch «Lieben ein Leben lang» von Elisabeth Schlumpf und Birgit Dechmann nimmt ein Thema auf, das in der heutigen Gesellschaft immer wichtiger wird: Wie können Paare nicht nur kurze Verliebtheitsphasen mit anschließenden Verletzungen, die zur Trennung führen, serielle Monogamie oder entfremdete Beziehungen leben? Wie ist es möglich, langjährige Beziehungen oder lebenslänglich lebendig bleibende Partnerschaften zu gestalten? Für solche Fragen zeigt das Buch neue Wege auf.

Es vereint auf souveräne Weise Perspektiven für Paare, die zusammenbleiben, ihre Beziehung verbessern und vertiefen wollen, und für TherapeutInnen, die Paare in diesem Prozess begleiten. Leserfreundlich gestaltete theoretische Ausführungen zur Paardynamik aus verschiedenen Blickwinkeln, die Schilderung eines fiktiven Paarprozesses, Fallvignetten und praktische Übungen wechseln einander ab und ergänzen sich. So ist es den Autorinnen gelungen, Konzepte, Methoden und Beispiele zu einem anschaulichen Ganzen zu vereinen.

Das wichtigste Anliegen besteht darin, ein Verständnis dafür zu schaffen, was eine langjährige Partnerschaft bedeutet, was für Herausforderungen und Schwierigkeiten Paare begegnen, wenn sie eine gelingende Partnerschaft gestalten möchten, und welche Hilfe TherapeutInnen in ihrer Begleitung anbieten können.

Die Autorinnen vermitteln ein klares und durchgängiges Konzept der Beziehungsphasen in einer Paarbeziehung – angefangen beim romantischen Liebesideal, das nur eine Weile tragend sein kann und dann schrittweise in Beziehungsformen übergeführt werden muss, in denen ein Wachstumsprozess hin zu einem Dialog zwischen Autonomie und Verbundenheit im eigenen Innern und zwischen den beiden Personen Gestalt annehmen kann. TherapeutInnen ist es mit Hilfe dieses Konzepts möglich, die Paardynamik in Bezug auf die Beziehungsphase, in der ein Paar sich befindet, zu erkennen und entsprechend zu intervenieren.

Die Basis bildet ein ganzheitliches, alle Schichten der Person einbeziehendes Modell. Es vereint Erkenntnisse der Tiefenpsychologie in der Frage nach der je eigenen (Liebes-)Biografie, ein systemisches Grundverständnis der Paardynamik, Aspekte der Positiven Psychologie und neueste Erkenntnisse aus Soziologie und Neurobiologie sowie die spirituelle Dimension mit ihrer visionären Ausrichtung. Durch die Integration all dieser Aspekte entsteht ein neues und eigenständiges Modell für das Verständnis der Paardynamik auf dem Weg zu einer lebendigen und reifen Beziehung und durchformt die einzelnen Kapitel.

Es werden Imaginationen angeboten, die sowohl im therapeutischen Setting angeleitet wie auch bei der Lektüre des Buches persönlich als Selbststudium eingesetzt werden können und neue Liebesqualitäten gestalten helfen. Unterstützend ist dabei das Erarbeiten der «Liebeslandkarte» (Love Map nach Gottman) mit entsprechenden Fragebogen zu unterschiedlichen Beziehungsthemen. Eine weitere Hilfe im Wachstumsprozess sind das «Umschreiben» (Reframing) der eigenen Beziehungsbiografie, das neue Ressourcen freisetzt, sowie das Erlernen von angemessenen Konfliktlösungsstrategien.

Irène Kummer



Birgit Dechmann, Elisabeth Schlumpf: Lieben ein Leben lang. Wie Beziehungen immer besser werden. Beltz Verlag, Weinheim 2008, 317 Seiten, Fr. 35.90, ISBN 3-407-85864-7.

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Volkan, V. D.:

Blindes Vertrauen

Grossgruppen und ihre Führer in Krisenzeiten

2005. 421 S., kart., ca. CHF 62.– (Psychosozial) 978-3-89806-291-6

Aufgrund seiner immensen Erfahrung in soziopolitischen Konflikten spricht sich Volkan für die Anwendung moderner psychoanalytischer Erkenntnisse in Konfliktlösungsprozessen auf höchster Ebene aus.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Spieglein, Spieglein an der Wand

Paulina F. Kernberg: Spiegelbilder

Die meisten haben schon einmal die interessante Erfahrung gemacht, einem kleinen Kind zuzusehen, wie es in einen Spiegel schaut: Neugierig beobachten wir, ob das Kind sich schon erkennt oder ob es sich desinteressiert, vielleicht gar etwas verwirrt abwendet.

Paulina Kernberg erklärt uns in ihrem Buch, wie wir mit der Beobachtung des Verhaltens von Kindern und Jugendlichen vor einem Spiegel darüber hinaus ein effizientes entwicklungspsychologisches Diagnostikverfahren und therapeutisches Hilfsmittel in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen zur Verfügung haben. Die Autorin zeigt, wie ein an sich einfaches Mittel zu aufschlussreichen Erkenntnissen über die Selbst- und Objektpräsentation sowie über die Qualität der Bindungen führt.

In einem ersten Teil zeichnet Paulina Kernberg die entwicklungspsychologische Bedeutung des Gesehen-Werdens aus bindungstheoretischer und psychoanalytischer Sicht nach. Zwischen mütterlichen Funktionen und Spiegelfunktionen gibt es Parallelen, sodass Interaktionen mit dem Spiegel auf mütterliche Interaktionsstile schliessen lassen. Auf diese Weise kann das Verhalten vor dem Spiegel als Bindungsstil interpretiert werden. Der Spiegel hilft uns auch verstehen, wie sich das Kind selbst wahrnimmt und wie es sein Selbstgewahrsein erwirbt. Ethologische Studien und Geschichten aus Kinderbüchern veranschaulichen die theoretischen Ausführungen. Schliesslich stellt die Autorin die Abfolge der Entwicklungsphasen der Spiegelerfahrung dar – dies auch als Grundlage für die diagnostische Anwendung – und deren Beziehung zum Separations-Individuations-Prozess mit interessanten therapeutischen Implikationen.

Die Teile zwei bis vier des Buchs zeigen klinische Anwendungen mit vielen Beispielen. Zuerst geht die Autorin nochmals auf die verschiedenen Entwicklungsphasen ein und erklärt anhand der Reaktion des Kindes auf den Spiegel detailliert, welche Phase die Bildung seiner Selbst- und Objektpräsentation erreicht hat. Sie gibt kli-

nische Beispiele zur Trennungsangst, zur Geschlechtsidentität, zu narzisstischen Störungen und tief greifenden Entwicklungsstörungen.

Im dritten Teil lernen wir die Methoden kennen, mit deren Hilfe man das Verhalten vor dem Spiegel beobachten und beurteilen kann. Paulina Kernberg hat dazu mit Mitarbeiterinnen die «Kernberg Mirror Behavior Checklist» zur Erfassung der Kreativität und der Vielfalt an Interaktionen kleiner Kinder mit dem Spiegel entwickelt, eine Checkliste mit 116 Items. In diesem Teil geht die Autorin auch auf die Arbeit mit Schulkindern ein und illustriert diese anschaulich mit klinischen Beispielen zur Essstörung, zur Trennungsangst und zur tief greifenden Entwicklungsstörung. Eine systematische Studie geht ausserdem den unterschiedlichen Verhaltensweisen vor dem Spiegel normaler und sexuell missbrauchter Kinder nach.

Der letzte Teil widmet sich der Arbeit mit Jugendlichen. Das Spiegelinterview von Kernberg und Buhl-Nielsen wird vorgestellt. Das semistrukturierte Interview, während dessen der oder die Jugendliche vor dem Spiegel sitzt, besteht aus insgesamt zwölf Fragen. Diese erforschen einerseits die subjektive Einschätzung der Selbstsicht und andererseits die inneren Repräsentanzen, wie man von anderen gesehen wird. Die Auswertung des Interviews konzentriert sich sowohl auf die Art der sprachlichen Darstellung wie auch auf die nonverbalen Aspekte wie Affekte, Blickkontakt, stimmliche Qualitäten sowie Körperbewegungen. Etliche Transkriptionen von Spiegelinterviews mit normalen und mit pathologischen Jugendlichen illustrieren die Vorgehensweise in der Interviewführung und zeigen uns, wie sehr das Verhalten der Jugendlichen in dieser Situation variieren kann.

Das Buch von Paulina Kernberg ist eine Bereicherung für die Arbeit mit Kindern. Den ersten Teil fand ich zwar etwas unstrukturiert und langfädig, sodass ich mir die an sich interessanten Grundlagen etwas erarbeiten musste. Die Teile zwei bis vier, die auf die klinische Anwendung eingehen und mit vielen Beispielen angereichert



Paulina F. Kernberg: Spiegelbilder. Der Einsatz des Spiegels in der klinischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Klett-Cotta, Stuttgart 2008, 201 Seiten, Fr. 44.90, ISBN 3-608-94501-6.

sind, belohnen einen dann für die geleistete Vorarbeit. Es ist ein wahrer Schatz an Fallvignetten und Beispielen, die das beschriebene Phänomen vielfältig ausgestalten und veranschaulichen.

Paulina Kernberg ist möglicherweise einigen als die Frau von Otto F. Kernberg bekannt, mit dem sie über 50 Jahre verheiratet war und vier Kinder hatte. Sie selber war Professorin für Psychiatrie an der Cornell University New York, Direktorin des Kinder- und Jugendlichenprogramms am New York Presbyterian Hospital, Supervisorin und Psychoanalytikerin sowie Fakultätsmitglied des Psychoanalytischen Forschungs- und Ausbildungszentrum der Columbia University. Im Frühjahr 2006 starb sie an einem Krebsleiden. Im Nachwort beschreibt die Tochter Karen Kernberg Bardenstein, dass ihre Mutter dieses letzte grosse Projekt zwar noch bis kurz vor ihrem Tod vorantrieb, aber die Veröffentlichung dann nicht mehr erleben konnte. Sehr eindrücklich erzählt sie von der «letzten entscheidenden Rei- >>>

Kompetent praxisorientiert

Andreas Krüger: Akute psychische Traumatisierung bei Kindern und Jugendlichen

Andreas Krüger hat ein wichtiges Buch geschrieben, das eine der grossen Leerstellen zur Hilfe und Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und deren Familien nach Unfällen und Gewalterfahrungen füllt. Während in der Literatur zu Kindern und Jugendlichen nach traumatischen Erfahrungen überwiegend nur psychotherapeutische Massnahmen zur Behandlung der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) zu finden ist, vermittelt Krüger kompetent und leicht verständlich Basiswissen über Traumatisierungen und ihre Auswirkungen und gibt praktische Hilfestellungen für eine frühe – akute – psychotherapeutische Versorgung im Netzwerk. Dabei macht er vor allem deutlich, dass eine schnelle und kompetente Hilfe nicht nur späteres Leid effizient verhindern kann. Er verweist auch ausdrücklich auf den wichtigen Aspekt der Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Rettungssanitätern, Jugendbehörden, Psychotherapeuten und anderen und zeigt auf, dass in diesem komplexen Bereich die aktive Vernetzung einen wesentlichen Teilaspekt der Versorgung von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien darstellt. Die therapeutische Arbeit, die in diesem Buch beschrieben wird, orientiert sich nicht nur an einer bestimmten psychotherapeutischen Schule. Viele

Erkenntnisse und Hinweise lassen sich mit den unterschiedlichen Behandlungsansätzen vereinbaren beziehungsweise ergänzen diese, obwohl sich das Buch an der Traumaadaptierten Psychotherapie nach der Psychodynamisch imaginativen Traumatherapie für Kinder (PITT-KID) orientiert. Dabei wird vor allem auf die Bereiche Stabilisierung, Psychoedukation und ressourcenorientierte Techniken eingegangen. Auch ist das Hauptaugenmerk im Sinne des Typs der Traumatisierung nicht auf singuläre traumatische Ereignisse (Typ-I-Traumata) ausgerichtet. Obwohl solche Fälle vorkommen, entsprechen sie nicht der Mehrzahl der PatientInnen in der klinischen Alltagssituation. Konsequenterweise weist das Buch deshalb immer wieder darauf, wie mit Kindern und Jugendlichen umgegangen werden sollte, die chronisches schweres Leid erfahren haben (Typ-II-Traumata) und neben der akuten seelischen Verletzung Hinweise für eine mögliche, sich chronifizierende Traumafolgestörung zeigen.

Das Buch stellt ein Manual zur ambulanten Versorgung von chronisch traumatisierten Kindern und Jugendlichen dar, vermittelt grundlegendes Wissen zur akuten Behandlung in einem Netzwerk, zeigt die notwendigen strukturellen und institutionellen Vor-



Andreas Krüger: Akute psychische Traumatisierung bei Kindern und Jugendlichen. Ein Manual zur ambulanten Versorgung. Klett-Cotta, Stuttgart 2008, 297 Seiten, Fr. 47.90, ISBN 3-608-89065-3.

aussetzungen auf und macht die Möglichkeiten der Akutbehandlung deutlich – aber auch ihre Grenzen.

Prof. Gernot Brauchle,
Notfall- und Gesundheitspsychologe

>>> se» ihrer Mutter. Sie schreibt: «Beyond the Reflection» (Originaltitel) erfüllt mich mit grossem Stolz, in den sich Trauer über ihre endgültige Abwesenheit mischt. Das Buch vermittelt nicht nur neue und originelle Erkenntnisse über die facettenreiche und komplizierte Beziehung zwischen uns selbst und unserem Spiegelbild; es spiegelt darüber hinaus auch meine Mutter wider.»

Vor einigen Jahren habe ich Paulina Kernberg an einer psychoanalytischen Tagung in einer Diskussion erleben dürfen. Ihre freche, temperamentvolle, aber auch sehr kluge Art inmitten der ehrwürdigen AnalytikerInnen war eine Freude. Ebenso ist aus meiner Sicht die Lektüre dieses Buches eine Freude.

Agnes von Wyl

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Tschan, W.:

Missbrauchtes Vertrauen

Sexuelle Grenzverletzungen in professionellen Beziehungen.

Ursachen und Folgen

2., neubearb. u. erw. Aufl. 2005. 336 S., kart., ca. CHF 82.– (Karger)
978-3-8055-7804-2

In diesem Buch werden Ablauf und Folgen von Grenzverletzungen aus unterschiedlichen Perspektiven aufgezeigt und Grundkenntnisse aus der Forensik, Traumatologie, angewandten Ethik, Sexualmedizin, Präventivmedizin und den Rechtswissenschaften vermittelt.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

- 10.03.2009 58. Mitgliederversammlung im Restaurant Zunfthaus zur Waag, Münsterhof 8, 8001 Zürich. Ab 18 Uhr Apéro, 19.30 Uhr Mitgliederversammlung
- 19.05.2009 Forum 13: Crash-Kurs-Veranstaltung mit Bruno Jenny, Autor des Grundlagenwerkes «Projektmanagement – Das Wissen für den Profi».
Ort: ZHAW Departement AP, Merkurstrasse 43, 8032 Zürich, 18 Uhr Vortrag, 19.30 Apéro
Die Teilnehmerzahl ist beschränkt, deshalb ist eine Anmeldung unerlässlich.
Anmeldung bitte bis 30. April 2009 an die Geschäftsstelle SBAP. info@sbap.ch oder Telefon 043 268 04 05
- 15.09.2009 Thema: AGGRIP® Gewaltfreie Aggressionsintervention für Menschen mit Behinderung.
Zusammenarbeit statt Schulenstreit: Von der Einzelpsychotherapie zum Interventionsprogramm
Referent: lic. phil. Robin Mindell. <http://www.aggrip.net/>
Ort: Zunfthaus Linde Oberstrass, Universitätsstrasse 91, 8006 Zürich
Ab 18 Uhr Apéro. 19 Uhr Referat. Gäste willkommen.
- 04.11.2009 Betriebsbesichtigung Phonak AG in Stäfa. Die Phonak-Gruppe ist auf die Entwicklung, die Produktion und den weltweiten Vertrieb von technologisch führenden Hörsystemen spezialisiert.

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Barbara Fehlbaum
Heloisa Martino
Claudio Moro

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Gernot Brauchle
Stephan Eugster
Olivier Favre
Peter Gugger
Markus Heinrichs
Anoinette Hunziker
Martina Kainz
Günter Krampen
Irène Kummer
Manuela Lisibach
Heloisa Martino
Heinz Marty
Beat Messerli
Guido Möllering
Claudio Moro
Rosmarie Roelli
Agnes von Wyl

**Koordination /
Inserate und Beilagen:**
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:
1200 Exemplare

Redaktionsschluss
Nr. 2/2009: 13. April 2009

Layout, Druck und Ausrüsten:
Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:
Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:
greutmann bolzern zürich

Adresse:
SBAP. Geschäftsstelle
Merkurstrasse 36
8032 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch